1. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 7.



Kattowitz, den 10. Dezember 1932

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyţia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Gedankenschwer

Advent...

Ritsch, ratsch, herunter mit dem alten Tag vom Kalender. Dort steht, leuchtendrot und feierlich, der Sonntag geschrieben. Wieder einmal ist es Sonntag, ein ganzer Tag zum Träumen, Denken, Lesen, Schlafen. Aber was steht dort noch unter der Datumszahl mit kleiner Schrift geschrieben? Dritter Advent? Mein Gott, ja! Dritter Advent schon?

Dezember ist es geworden, eben sind wir durch seine Tür getreten, und an seinem Ende steht strahlend das einzige, das schönste Fest. Es leuchtet so sehr, daß der ganze Monat von seinem Glanz erfüllt wird, daß es hinstrahlt bis in die ersten Tage dieses Monats, der uns vorbereiten soll auf etwas, was wir fast verlernt haben und was uns doch nottut: Auf das Freuen, auf das Feiern. Hatten wir nicht beinahe vergessen, daß es Weihnachten überhaupt gibt? Hatten wir daran gedacht, daß es so nahe ist? Jedes Jahr geschieht uns das gleiche: Wenn der Dezembermonat herangekommen ist, wenn die ersten Adventssonntage da sind, dann gibt es uns einen Ruck. Nun ist aber Zeit, sich vorzubereiten, nun fängt ja diese ganze lange Vorfreude an, nun müssen wir aber schon anfangen, uns zu überlegen: Wie können wir Freude machen, was können wir schenken, wie können wir Weihnachten am allerschönsten feiern.

Und dies Jahr ist es besonders gut, daß wir uns frühzeitig an das Weihnachtsfest erinnern. Denn wir müssen uns erst wieder ans Festefeiern, ans Schenken, ans Freuen gewöhnen, wir brauchen wohl ein paar Wochen, ehe wir ganz bereit sind, ohne ein Fetzchen Trübes Weihnachten zu begehen, ehe wir es fertiggebracht haben, die Sorgen ganz in irgendein Verließ zu sperren, um sie erst lange nachher wieder herauszulassen, falls sie nicht inzwischen verstorben sind. Doch, Weihnachten haben wir dies Jahr wieder einmal so nötig wie Brot. Stellen wir uns doch bloß einmal vor, es gäbe dies Fest nicht.

Was für ein schrecklicher Monat wäre dieser Dezember. Wie furchtbar wäre dieser Winter, der sich hinschleppt in drei langen grauen Monaten, November, von Nebeln erfüllt, grau, diesig, Dezember, mit den immer dunkler werdenden Tagen, mit sterbendem Licht, kalt, naß und voller Wind, Januar, eisig, unbarmherzig, tödlich kalt, blinkend vor starrem Frost. Wenn die Kette dieser härtesten Monate, ohne den strahlenden Halt dieses Festes, an uns vorüber, über uns hinziehen würde, es wäre kaum zu ertragen. So aber ist alles leichter. Der November ging schnell vorüber, und schon sind wir über die Schwelle des festlichen Monats, der all seine winterlichen Schrecken verloren hat, wie eine Nacht, durch deren Dunkel man ein helles Haus leuchten sieht, in dessen Wärme man bald geborgen sein wird. Und der Januar mit seinem Eis hat seine Schrecken verloren, wir sind gestärkt, durch die vielen weihnachtlichen Lichter, bald wird auch er vorübergehen, und dann wird es Februar sein mit den fönigen Winden, mit der manchmal schon so warmen Sonne, und dann März und April, und immer heller die Tage, immer kürzer die Nächte.

Im Haus riecht es schon leis nach Tannenreisern. Über dem Eßtisch hängt, aus ganz frischen Zweigen gebunden, ein Kranz, und in ihm leuchten vier Kerzen. Zuerst war es nur eine, dann wurden es zwei. Und bald wird eine dritte brennen, und wenn die vierte brennt, brennt bald ein ganzer Baum voll, dann kann man die Lichter nicht mehr zählen. Äpfel und Nüsse liegen auf dem Tisch, und die um ihn herum sitzen, haben andere Gesichter als an anderen Sonntagen. Etwas von der Spannung, der Erwartung dieses ganzen Monats liegt schon auf den Gesichtern, und in die Stille des winterlichen Morgens hinein fällt zum erstenmal das Wort: Dezember — im Dezember ist Weihnachten.

Was in der Welt geschah

Ukrainischer Kulturverband verboten

Der Wojewode von Wolhynien hat für seinen Amtsbereich den ukrainischen Kulturverband „Proswita" verboten. Der Verband zählt in Wolhynien allein 2600 Funktionäre und unterhält 110 öffentliche Lesehallen. Das Verbot wird damit begründet, daß nach der Behauptung der Wojewodschaft der Verband „Proswita" sich nicht in der Hauptsache der Kulturarbeit gewidmet habe, sondern zum Betätigungsfeld der ukrainischen Politiker geworden sei, und daß die Tätigkeit des Verbandes in der letzten Zeit ausgesprochen staatsfeindlichen Charakter angenommen habe.

*

Schwebebahn-Kabine abgestürzt

In der Nähe der Talstation der Schauinslandbahn bei Freiburg i. Br., in der eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war, ereignete sich ein schweres Unglück. Aus einer Höhe von zwölf Metern stürzte eine Kabine der Schwebebahn ab und wurde zertrümmert. Die Insassen, zwei Passagiere und der 33 Jahre alte Schaffner versuchten, sich durch Abspringen zu retten, als sie die Gefahr bemerkten. Hierbei verunglückten der Führer und ein Passagier tödlich; der zweite Passagier wurde mit schweren Verletzungen in eine Privatklinik eingeliefert. Ueber die Ursache des Unglücks sind nähere Einzelheiten nicht festgestellt. Es wird mit Bestimmtheit angenommen, daß bei einiger Aufmerksamkeit das Unglück hätte verhütet werden können.

*

Päpstlicher Nuntius in Frankreich angepöbelt

Der päpstliche Nuntius Maglione, der in Paris im „Quartier latin" in einer Versammlung katholischer Studenten sprechen wollte, wurde von den Radautruppen der „Action française" aufs gröblichste beschimpft. „Verräter!", „Spion!", „Ausweisung nach Berlin!" riefen die Schreier, die nach der royalistischen Hetzkampagne der Ueberzeugung sind, daß der Nuntius während des Krieges Spionage für Deutschland getrieben habe. Es kam zu schweren Zusammenstößen. Schließlich wurden zwölf royalistische Schreier verhaftet, und die Ruhe konnte wieder hergestellt werden.

*

Sein eigenes Denkmal gestürmt

Oberst Gabriel Marinescu, ein Soldat von altem Schrot und Korn und trotz seiner Strenge bei seinen Untergebenen beliebt, bekleidet nicht nur das hohe Amt des Polizeipräfekten in Bukarest, sondern hat sich auch sonst verdient gemacht, indem er den Bau einer neuen Polizeikaserne mit allen Errungenschaften der modernen Technik anregte, überwachte und auch feierlich einweihte. Vor einigen Tagen war Herr Marinescu nach Sinaja zur Berichterstattung beim rumänischen König gereist. Als er nach Bukarest zurückkehrte, stand er plötzlich im Kasernenhof sich selbst gegenüber, das heißt seinem eigenen Denkmal, das man in aller Stille als Zeichen der Verehrung für den hohen Chef hatte aufstellen lassen. Der Oberst war indessen anderer Meinung. Nachdem er den ersten Schreck über diese Ehrung überwunden hatte, erklärte er barsch, daß es mit ihm so weit noch nicht sei und daß er einstweilen noch lieber in Fleisch und Blut unter seinen Mitmenschen wandeln wolle, anstatt berühmt, aber steinern, sich dies Dasein von einem Sockel zu betrachten. In seiner Gegenwart ließ er denn auch sein Ebenbild entfernen und an dessen Stelle zum Zeichen, daß seine Uhr noch nicht abgelaufen sei, einen riesigen Chronometer aufstellen.

*

Sturm auf dem Kaspischen Meer

Auf dem Kaspischen Meer wütet ein Sturm, der über 5000 Fischer auf ihren Schiffen überraschte. Mehrere Schaluppen sind untergegangen. Die Besatzungen konnten gerettet werden. Auf die SOS-Rufe sind vier Rettungsschiffe mit Lebensmitteln und warmer Kleidung sowie zwei Flugzeuge aus Rostow am Don abgeschickt worden, um den Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen. Der Sturm hat die Ueberschwemmung mehrerer tiefer gelegenen Uferortschaften verursacht. Nach den letzten Meldungen sind fast alle Schiffe gerettet worden. In den Hafen Machacz-Kala wurden 900 gerettete Schiffbrüchige gebracht. Die Rettungsarbeiten waren durch Eisgang erschwert.

*

Mobilmachung aus Versehen

Das Dorf Avillers in den Vogesen, in der Nähe von Epinal, hat eine private Mobilmachung inszeniert. Beim Postamt war das Geheimschreiben des Generalstabs über die im Mobilmachungsfalle zu treffenden Anordnungen eingetroffen. Der diensttuende Postbeamte öffnete irrtümlich das Schreiben sofort und nahm mit wachsendem Entsetzen von seinem Inhalt Kenntnis. In fliegender Eile stürzte er auf die Bürgermeisterei und teilte dort die Mobilmachungsorder mit. Der Gemeindediener wurde nach der Kirche geschickt, um die Sturmglocken zu läuten. Der Feldhüter band sich die Trommel um und alarmierte die gesamte Dorfbevölkerung. Die Reservisten packten schimpfend ihre Sachen zusammen, nahmen Abschied von ihren Familien und fuhren mit dem nächsten Zug zum Bezirkskommando von Mirocourt, wo ihr Erscheinen keine geringe Aufregung hervorrief. Endlich aber gelang es dem Präfekten, die aufgeregte Bevölkerung zu beruhigen und die wilden Kriegsgerüchte zu dementieren.

*

„Vernichtung" von 14000 Milchkühen

Infolge der Ueberproduktion von Butter sind dänische beteiligte Kreise auf den Gedanken gekommen, einen Teil des Milchviehs, wie es bereits bei Getreide, Gemüse, Kaffee, Tabak und Blumen geschehen ist, zu vernichten. Zwischen dem dänischen Landwirtschaftsrat und den genossenschaftlichen Schlächtereien und Fleisch-Exportvereinigungen ist ein Abkommen getroffen worden, wonach die dortigen Viehstapel verringert werden sollen, ohne marktschädigende Wirkungen für Fleisch hervorzurufen. Bereits innerhalb sechs Wochen sollen u. a. 14 000 Stück Milchkühe im Destruktor lediglich zu Blut- und Tiermehl verarbeitet werden zur Bereitung von Schweinekraftfutter usw. Dagegen sollen Häute und Abfälle unmittelbar verkauft werden dürfen. Zu den Aufwendungen für diese „Valorisierung" sollen insbesondere die dänischen Butterexporteure auf Grund der Mehrerlöse aus dem deutschen Geschäft beitragen.

*



Der Wald rollt in die Stadt

Der Transport der Weihnachtsbäume aus den Waldgebieten in die Städte hat bereits in vollem Umfange eingesetzt. Bald werden sie als Lichterbaum das Weihnachtsfest verschönern.

Neugierde und Neid

Von Anselm Kytzia, Chelm.

Neid und Mißgunst müssen einst auf den Dörfern eine bedeutende Rolle gespielt haben, sonst würde von ihnen nicht so oft in den Hausinschriften die Rede sein. Ein Spruch, der an vielen deutschen Bauernhöfen zu lesen war, lautete:

Wenn der Haß und Neid
Brennten wie ein Feuer:
Dann wär' das Holz in dieser Zeit
Nicht gar so teuer.

Eine Hausinschrift heißt:

Wenn dieses Haus so lang besteht,
Bis daß der Neid und Haß vergeht,
So steht es bis es fällt,
Bis an das End' der Welt.

Den verehrten Lesern des „Landboten“ wird es eigentümlich vorkommen, wenn die beiden Untugenden, „Neugierde und Neid“, zur Ueberschrift dieser Zeilen gewählt wurden. Damit soll keineswegs diesen beiden häßlichen Untugenden das Wort geredet werden. Wir leben aber in einer Zeit großer wirtschaftlicher Not. Zur Linderung derselben muß jede Gelegenheit ausgenutzt und ausgebeutet werden, um den Menschen zu helfen. Gott sei Dank, es gibt noch Möglichkeiten, die dem Landwirt, vor allem dem kleinen, noch helfen können. Man hängt aber zu gern und auch zu stark am Alten und man läßt das Gute zu leicht unbeachtet. Deshalb darf man schon mal so ein bißchen neugierig und neidisch sein. Nein! Wir wollen es gerade recht arg und recht schlimm getrieben sehen mit der Neugierde und dem Neide, der uns im Sinne steht.

Die Biene saugt mitunter auch aus einer giftigen Blume den köstlichen Honigseim. Unsere natürlichen Anlagen und oft falschen, unrechten Triebe, können veredelt und geweiht werden, so daß sie zum Guten ausschlagen. Wenn die Neugierde nicht im Menschen wäre, so würde es keinen Fortschritt der Wissenschaft geben. Wenn der Neid sich in ihnen nicht regen würde, so würden diese Menschen niemals ihre Lage zu verbessern suchen. Auf dem Lande gibt es doch genug Fälle, in welchen bei gleichen Voraussetzungen dem einen Besitzer es besser geht wie dem andern. In solchen Fällen sollen den Nachbar innerlich die Neugierde und der Neid packen, er soll sich Mühe geben, es dem andern nachzutun, um ihm gleichzukommen. Wir haben immer noch vernachlässigte Bauerndörfer. In den allermeisten Fällen fehlt ihnen die geistige Führung. Ihre Rückständigkeit erkennt man an schlechten Ackerbeständen. Dagegen grenzt an ihre Gemarkung ein Gutsacker mit sehr guten Beständen. Fragt man die Bauern, warum sie nicht so schöne Getreidefelder haben, so erhält man zur Antwort: „Ja! Der Teufel macht sich immer auf dem großen Haufen aus.“ Aus solchen Worten spricht wohl der Neid, aber es fehlt die Neugierde nach dem „Warum“.

Zwei Bauern haben gleichmäßig große Ackerflächen vielleicht von 40 Morgen. Der eine von ihnen exportiert 40 Ztr. Roggen und erhält dafür ein Sümmchen Bargeld, für welches er sich mit Kunstdünger, Kohle und Futtermitteln für den Winter eindecken kann. Sein Nachbar kann nichts verladen, weil er nichts übrig hat, oder die Frucht wird ihm wegen zu niedrigen Mehlgehalts gar nicht angenommen. Hier ist der Neid am Platze, der die Neugierde zu erregen hat. Der umgekehrte Weg durch Neugierde zum Neid ist verwerflich. Mit einem solchen Manne muß man sich über seinen Erfolg aussprechen, über das Saatgut, über die Düngung u. dergl., um zu denselben Erfolgen zu gelangen. Man kennt sich doch, und es ist durchaus keine Schande, sich von einem guten Praktiker belehren zu lassen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Anbau von Kartoffeln. Mancher Bauer besuchte recht oft den städtischen Markt damit. Gewiß waren sie billig, aber wer viel verkaufte, nahm doch Geld ein. Ihre Beschaffenheit war gut und sie fanden darum guten Absatz. Viel und gut sind kleine Geheimnisse, die ergründet werden müssen. Hilfsmittel dafür sind genügend vorhanden, und wenn man sie nicht kennt, soll man neidisch und neugierig sein, um sie zu erfahren.

Kühe mit guten Milchleistungen bilden eine vorzügliche Einnahmequelle für den kleinbäuerlichen Besitz. Der eine hat viel Nutzen von ihnen, der andere nicht. Wiederum ist der Neid mit der Neugierde hier am Platze.

Der Obstbau ist bei uns eine äußerst lohnende Nebenbeschäftigung der kleinen Landwirte. Sie müssen nur recht neidisch und neugierig sein, um alles zu erlernen, was zu einem erfolgreichen Obstbau gehört. Im Dorfe selbst findet man vielleicht keinen geeigneten Ratgeber. Deshalb muß man zu entsprechenden Büchern greifen, die die rechte Neugierde und Wißbegierde anfachen müßten.

So gibt es in jeder Wirtschaft, auch in der kleinsten, Winkel und Winkelchen, die man nicht alle aufzählen kann, die aber wie mit einer Blendlaterne mit dem Neid und der Neugierde abgesucht werden müßten, sei es um den Ertrag des Wirtschaftsbetriebes zu steigern, oder aber an Produktionskosten zu sparen, um nur in der schweren Wirtschaftsnot durchzukommen.

Bestimmungen das Dorf betreffend

Neuerscheinungen auf den Dörfern

(Fortsetzung.)

Nach 1800 setzte der Bau von Kunststraßen — Chausseen — ein. Man kannte nur den schmalspurigen Wagen. Im Jahre 1838 kam eine Bestimmung heraus, durch welche die breitspurigen Wagen eingeführt wurden, denn der Zustand der meisten Verbindungswege hat diesen Wechsel gestattet. An diese Neuerung haben sich die Landwirte rasch gewöhnt, denn sie hat sich von vornherein bewährt.

Das Jahr 1871 brachte die Verordnung, nach welcher jeder Lastwagen mit einer Tafel versehen sein mußte, auf welcher der Vor- und Zuname des Besitzers, sowie Wohnort und der Kreis desselben verzeichnet sein mußten, wie es noch heute vorgeschrieben ist.

Im gleichen Jahre erschien auch die Vorschrift über Wagenlaternen. Nach Sonnenuntergang mußte eine solche an jedem fahrenden Wagen vorhanden sein. Diese Bestimmung wurde als lästig empfunden; denn manchmal konnte man diese Laterne in der Hand nicht halten, und am Wagen befestigt, ging sie leicht in die Brüche oder sie wurde verloren. Die Wagenlaterne bot dann sehr rasch eine gute Gelegenheit für eine Strafanzeige.

In Fällen solcher Uebertretungen las der Wachtmeister die Namen von den Wagentafeln ab, die vielfach nach ihrem Aufkommen geliehen waren; denn selbst konnten die meisten Bauern sie nicht herstellen und zu einem Maler ist man damit nicht gegangen, um Kosten zu sparen. Die Strafmandate kamen in solchen Fällen in falsche Hände und es wurde gegen sie eifrig protestiert. Verrat gab es nicht und die Strafen mußten in den meisten Fällen niedergeschlagen werden.

Als man die Eisenbahnen noch nicht kannte, war der Verkehr auf die Fuhrwerke angewiesen. An den Landstraßen gab es Gasthäuser mit Ausspannungsmöglichkeiten, und vor diesen standen Futterkrippen aus Holz. Durch eine Verordnung von 1882 wurden dieselben verboten, weil durch sie ansteckende Krankheiten übertragen wurden.

Im Jahre 1843 kamen die ersten landwirtschaftlichen Vereine auf, hauptsächlich beim Großgrundbesitz. Dieselben veranstalteten die Viehschauen, zu denen die bäuerlichen Großtiere (Rinder, Pferde) zugelassen wurden. Diese Einrichtungen trugen zur Hebung der bäuerlichen Viehzucht viel bei. Nach 1870 führte man landwirtschaftliche Maschinen ein, die den Flegeldrusch ablösten. Um diese Zeit kamen auch die Dampfdreschmaschinen auf, hauptsächlich beim Großgrundbesitz.

An den Landstraßen gab es ursprünglich nur die hohen obeliskförmigen Meilen- und Halbmeilensteine. Erst im Jahre 1871 wurden die Kilometersteine eingeführt. a.

Die Entwicklung der Khaki-Campbell-Ente

Man glaubt, daß diese Entenart eine ganz neue Züchtung darstellt, weil diese Rasse erst in den Nachkriegsjahren allgemeiner bekannt wurde. In Wirklichkeit hat man sie seit mehr als 20 Jahren.

Es ist bekannt, daß erst durch die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in England schnell aufkommende Laufente der Begriff der Legeente, die es den besten Hühnern gleich tat, zur Geltung kam. Man hat in der Folge die weniger legenden Enten der schweren Schläge mit der flinken Indierin gekreuzt, um dadurch höhere Leistungen zu erzielen. Die Stammutter unserer heutigen Khaki-Campbell-Ente legte 182 Eier in 196 Tagen. Diese wurde von der kürzlich verstorbenen Frau Campbell in Cambridge in England erworben und zunächst an einen Rouenerpel verpaart. Schon die Nachzucht ergab Enten, die durchschnittlich 200 Eier im Jahre lieferten, dabei erheblich schwerer als die Läufer waren. Das Durchschnittsgewicht der Nachzucht betrug 4½ Pfund im schlachtreifen Alter. Diese Ente erschien schwerfällig und war infolgedessen ungeschickt im Futtersuchen. Die Züchterin griff daher zur Durchkreuzung zur wilden Stockente, die erste Züchtung der Original-Campbell-Ente ist aus dem Jahre 1898. Die Erpel hatten dunkelgrüne Köpfe und Schnäbel, grauen Rücken, hellweinrotfarbene Brust, gelbe Läufe, schwarze Bürzel und einen Halsring. Die weiblichen Tiere hatten graubraunes Gefieder mit dunkelbrauner Zeichnung, Köpfe ziemlich gleichmäßig braun und gelbe Füße. Man suchte sie möglichst ohne weiße Abzeichen am Halse zu erhalten. Es war eine Ente, in der sich die Farbe der Wildente durchsetzte. Da solche Enten als Landschlag überall vorkamen, fand man an ihnen zu wenig Besonderheiten, um sie als Rassetiere zu bezeichnen. Die Züchterin entschloß sich daher, die Färbung mehr auf den gelben Ton einzustellen, etwa in der Art, wie man es einige Jahre früher bei der Orpingtonente angestrebt hatte. Immerhin sollte der Ton etwas dunkler ausfallen und dem in England beliebten Khakibraun der Uniform der überseeischen Truppen nahekommen. Dieses Ziel wurde nicht erreicht. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Färbung einer richtig gezeich-

neten Khaki-Campbell-Ente nicht doch besondere Reize hatte.

Eine Musterbeschreibung wurde 1901 herausgebracht. Die Erpel sollen khakifarbig am ganzen Körper sein, mit Ausnahme von Kopf und Steiß, die bronzegrün sind. Die Ernten sind völlig khakifarbig und zeigen eine feine Säumung von dunklerer Färbung in jeder Feder. Die Schnäbel sollen dunkel-grünlich-schwarz bei beiden Geschlechtern sein und die Füße gelb. Bei Erpeln und Enten sollen keine weißen Abzeichen vorhanden sein.

Herrn Radke aus Berlin lernte diese Enten beim Besuch seiner Verwandten in England kennen und brachte einen Stamm mit. In bezug auf die Legetätigkeit rechtfertigten diese Tiere die Erwartungen vollkommen. Zu einer größeren Verbreitung kam es vorerst nicht. Diese setzte erst nach dem Kriegsende ein, nachdem die Ernte in den Niederlanden sehr stark aufgenommen wurde. Die Berichte über das außergewöhnliche Legen wurden von allen Seiten bestätigt. (Nach der Leipziger Geflügelbörse vom 12. 5. 1931.)

Obst- und Gartenbau

Herbstbau von Frühkohl

Am zeitigsten kann man Kopfkohl und Blumenkohl ernten, wenn man die Pflanzen schon im Herbst heranzieht und überwintern läßt. Man erreicht damit einen Vorsprung vor der Frühjahrssaat um mindestens 4 Wochen und hat doch verhältnismäßig wenig Arbeit und Mühe. Während die Frühjahrsanzucht ein sehr frühes Anlegen von Mistbeeten und große Sachkenntnis voraussetzt, kann die Herbstkultur jeder Gartenbesitzer vornehmen.

Die Aussaat führt man am besten Ende August bis Mitte September aus. Bei früherer Saat werden die Pflanzen leicht zu groß für die Überwinterung, namentlich dann, wenn es einen feuchten warmen Herbst gibt. Man richtet sich ein geschützt liegendes und in alter Dungkraft stehendes Gartenbeet oder, wenn man es haben kann, einen leeren Mistbeetkasten her. Dieser bietet den Vorteil, das Wachstum je nach der Witterung durch Decken und Lüften regeln zu können. Verzärtelt dürfen die Pflanzen von vornherein nicht werden, denn nur gesunde, kräftige und abgehärtete Pflanzen überwintern gut. Nachdem das Beet umgegraben wurde, ist es ratsam, als Vorbeugungsmittel gegen Pilzkrankheiten, unter denen Kohlpflanzen so häufig leiden, Kalk zu streuen und zwar etwa 250—300 Gramm auf das Quadratmeter. Auch eine kleine Gabe von 40 prozentigem Kalisalz und Superphosphat, vielleicht je 30 Gramm auf das Quadratmeter, ist zu empfehlen. Dagegen vermeide man stickstoffreichen Dünger. Bei solcher Düngung entwickeln sich die Kohlpflanzen zwar sehr üppig, das Zellengewebe baut sich aber locker und wasserhaltig auf und die Folge ist, daß die Pflanzen im Winter faulen oder erfrieren. Nach dieser Vorbereitung wird der Boden angetreten und glattgeharkt. Sollte das Erdreich trocken sein, so wird es gleich nach dem Umgraben mit dem Rohr der Gießkanne gehörig durchgegossen und erst nach dem Abtrocknen geharkt und angetreten. Das Antreten ist wichtig, weil es die Feuchtigkeit festhält und die Pflanzen sich auf lockeren Boden nicht so stämmig entwickeln. Gesät werden muß recht dünn. Jede Pflanze soll von der anderen mindestens 3 cm entfernt stehen, denn das Aussaatbeet ist ja zugleich das Winterstandbeet. Gehen die Pflanzen enger auf, dann müssen die überzähligen recht zeitig ausgezogen werden. Zu dichter Stand treibt die Pflanzen gegenseitig hoch und macht das Zellengewebe empfindlich gegen Nässe und Frost. Das Aussaatbeet gießt man nur so lange, bis die Pflänzchen das erste Blatt entwickelt haben. Wird es später zu feucht gehalten, dann schießen die Pflanzen zu stark ins Kraut, und die gute Überwinterung wird in Frage gestellt. Im Spätherbst streut man zwischen die Pflanzen dünn Torfstreu oder kurzen verrotteten Dünger und umgibt das freie Beet mit einem etwa 20 Zentimeter hohen Bretterrahmen, auf dem man später bei Eintritt dauernden Frostes Bohnenstangen, Schilf, Spargelstroh oder Nadelreisig deckt. Diese Bedeckung soll die Pflanzen weniger gegen Frost, als gegen Sonne schützen.

Arbeitskalender für Dezember

Solange es das Wetter erlaubt, pflügen.

Bei Frost Mist fahren.

Kellerfenster mit Mist oder Quecken verbauen.

Kartoffel- und Rübenmieten mit Mist, Quecken und dergl. zudecken.

Brenn- und Bauholz anfahren.

Pumpen und Wasserleitungen durch Verpacken vor dem Einfrieren schützen.

Spargeln beschneiden, ihre Dämme aufreißen und mit Mist zudecken.

Aus den Frühbeeten die Erde ausschachten.

Wein beschneiden und einwintern.

Rosen einwintern.

Pfirsichspaliere zudecken.

Beerensträucher ausholzen.

Obstbäume beschneiden und auch ausholzen.

Den Beerensträuchern und Obstbäumen Kunstdünger streuen.

Den Wiesen, Weiden und Kleefeldern Kunstdünger geben. Wiesen vorher eggen.

Wunde Läufe bei Kaninchen

Wunde Läufe treten namentlich bei älteren Kaninchen auf. Die untere Seite der Hinterläufe weist dann haarlose Stellen auf, die wund werden und eitern. Die Ursachen können verschiedener Art sein. In der Regel sind dumpfe und feuchte Ställe schuld daran. Es kann auch schlechtes Blut die Ursache des Wundwerdens sein. Zuviel Kraftfutter, wie Hafer, Gerste usw., kann ebenfalls die Erkrankung der Tiere nach sich ziehen. Erkrankte Kaninchen müssen vor allem in einen sauberen, trockenen Stall mit guter, weicher Einstreu gesetzt werden. Die Fütterung muß sich in mäßigen Grenzen halten und soll nur aus Heu oder Grünfutter bestehen. Die wunden Stellen sollen täglich mit verdünnter essigsaurer Tonerde abgewaschen und dann mit Lanolin bestrichen werden. In sehr schlimmen Fällen nehme man Jodoformkolodium und bestreiche abends damit die Wunden, wobei jedoch vorheriges Abwaschen mit lauwarmem Kamillentee vorteilhaft ist.

Die Ziege braucht Gesellschaft

Ähnlich wie das Schaf, ist die Ziege ein Herdentier. Sie ist nicht gern allein, und es lohnt sich daher, wenigstens zwei oder mehr Ziegen zu halten. In Gesellschaft anderer Tiere frißt die Ziege besser, und das ist wichtig, da die Milch bekanntlich durch den Hals geht. Man kann das jederzeit beobachten, wenn man zwei Ziegen im Stalle hat und füttert. Es ist, als ob jede fürchte, die andere könne mehr bekommen. Auf jeder Weide sind mehrere Tiere zusammen viel munterer und lebhafter als eins. Auch das ist für die Milch von Wichtigkeit, da viel Bewegung das Tier gesünder hält.

Billiges Schweinefutter

Schweine haben bei uns eine schlechte Konjunktur, aber man wird sie halten müssen schon deshalb, damit die Gattung nicht eingeht. Verteuert wird die Schweinezucht besonders bei Kartoffelfütterung durch die Kohle, die immer noch sehr teuer ist.

Deshalb empfiehlt es sich, die Abwachstiere — Läufer — mit rohen Futterrüben zu füttern, die auch gern genommen werden. Sie müssen nur gut gesäubert und zerkleinert werden, was mit dem Eshaken, dem Rübenschneider oder mit dem Messer erfolgen kann. Viele Tiere nehmen sie bald an, manche müssen daran gewöhnt werden, am besten dadurch, daß man die Rüben mit gekochten Kartoffeln mengt.

Diese Rübenfütterung erzeugt bei den Tieren großen Durst und das Bedürfnis nach Tränke ist bei ihnen groß. Man reiche ihnen dazu abgestandenes klares Wasser, aber keine Milchabfälle, weil die Schweine davon einen starken Durchfall bekommen.

a.

Die Farbe der Belgischen Riesen

Wenn ich meine Arbeitslisten früherer Ausstellungen durchgehe, fallen mir die verschiedensten Bemerkungen auf: undefinierbare Farbe, unreine Farbe, Mißfarbe usw. Auch heute gibt es beim Belgischen Riesen Farben, für die man schwerlich einen Namen finden würde. Es sind Abtönungen zu hasengrau, dunkelgrau oder eisengrau. Es fehlt an richtigen Zusammenstellungen der Zuchtpaare. Nie sollen zwei dunkle Tiere miteinander gepaart werden. Die im Kleide dieser Tiere vorherrschende schwarze Farbe wird herrschend, es fallen schwarze Tiere oder auch solche mit dunklen Bäuchen, dunklem Kopf und dunkler Blume. Züchtet man nur einige Generationen hasengrau, so erhält man gelbliche Tiere, Tiere mit Fehlfarbe. Es fehlt an Verständnis für die richtige Zusammenstellung der Farben. Die verschiedenen Farbenschläge werden planlos gekreuzt, weil man deren Entstehung nicht kennt. Am meisten wird mit hasengrauer Farbe gefehlt.

Auf Ausstellungen werden hasengraue, dunkelgraue und eisengraue Tiere gezeigt. Die Farbe soll jeweils satt sein. So darf die Hasenfarbe weder gelb, fuchsig, graugelb oder gar aschgrau, sondern muß eben sattgrau sein. Dabei muß sie am ganzen Körper gleichmäßig sein, wobei nur Bauch und Innenseite der Hinterläufe weiße Farben aufweisen dürfen. Der Stich (die schwarzen Haarfilzen) muß so dünn wie möglich sitzen. Winden sind fehlerhaft. Unter einem dunkelgrauen Tier verstehe ich ein solches, das einem dunkel schattierten Grausilber ähnlich ist. Das Kaninchen darf weder an den Seiten, noch an den Hinterläufen Rostanflug haben. Bei eisengrauen Tieren sind dunkler Kopf, dunkler Sattel oder auch nur dunkler Beckenanflug ebenfalls fehlerhaft.

Soll die Farbe verbessert werden, so muß sich ein jeder Züchter zu einem Farbenschlag entscheiden und darf nur diesen kultivieren. Entschließt er sich für die dunkelgraue Farbe, so wählt er hierzu einen sattdunkelgrauen Rammler und eine hasengraue Häsin (oder umgekehrt), die auch dunkelgraues Blut enthält. Stets wird man durch diese Zusammenstellung satte Farben erhalten. Ganz gleich züchte ich mit eisengrauen Tieren, da die eisengraue Farbe seinerzeit entstand, indem man hasengraue Tiere mit schwarzen kreuzte. Satte Farbe erhält man also auch, wenn man eisengraue Rammler mit hasengrauen Häsinnen oder umgekehrt zusammenstellt. Eisengrau mit eisengrau gibt stets dunkle Köpfe, dunklen Sattel oder gar schwarze Tiere. Fehlerhaft ist auch die Zusammenstellung von eisengrau mit dunkelgrau, da sich hier die gleichen Fehler zeigen und sogar Rostanschlag auftritt. Sehr gute Farben erhalte ich auch, wenn ich hellhasengrau mit dunkelgrau paare. Erwische ich aber zu meinem dunkelgrauen Rammler eine hasengraue Häsin, die von dunkelhasenfarbig mal eisenfarbig abstammt (oder auch eisengrau mal hasengrau), so sind die Fehlfarben da. Ich erhalte hasengraue Tiere, ferner hasengrau mit dunklem Anflug an den Läufen und am Kopf, Seiten und Läufen und endlich auch dunkelgraue Tiere.

Da die hasengraue Farbe bei allen drei Farbenanschlägen (dunkelhasengrau, dunkelgrau, eisengrau) eingekreuzt wird, muß ihre Abstammung dem Züchter bekannt sein. Nichts rächt sich mehr, als wenn bei der Zusammenstellung der Zuchttiere der Farbe der Ahnen keine Beachtung geschenkt wird. Ein hasengraues Tier, in dessen Adern „dunkelgraues" Blut fließt, darf auch nur zur Zucht mit dunkelgrauen Tieren verwendet werden.

Bis zur Stunde ist das Heranzüchten einer gleichfarbigen Blume noch nicht gelungen. Bei dunklen Tieren ist die Oberseite stets zu dunkel. Die schwarze Ohreinfassung dagegen vererbt sich gut, nur dürfte sie bei vielen Exemplaren etwas weiter nach unten reichen. Der Nackenfleck, den

Wochenschau

Ein neuer Minister — ein neuer Weg

Anzeichen einer Neuorientierung der polnischen Außenpolitik.

Ohne Sejm und Senat zu befragen, ist die Ratifizierung des polnisch-russischen Nichtangriffspaktes durch den Staatspräsidenten erfolgt. Offiziös wird das damit begründet, daß auf der anderen Seite die Ratifizierung auch lediglich durch das Staatsoberhaupt vorgenommen wurde. (In Rußland gibt es ja aber auch kein Parlament!)

Nun ist der Bruch zwischen Polen und Rumänien in der russischen Frage vollzogen. Aber auch mit Frankreich geht dieser Staat in diesem wichtigen politischen Punkte nicht mehr den gleichen Weg, denn auch in Paris wird man einen ähnlichen Vertrag mit Rußland demnächst in Kraft setzen.

Das bedeutet praktisch die

Auflösung eines Bündnissystems,

denn das polnisch-rumänische Bündnis hatte seinen Sinn doch nur in der Sicherung gegen den Sowjetstaat. Darüber hinaus bestehen aber Anzeichen, als ob Polen auch noch weitergehend eine Neuorientierung seiner Außenpolitik anbahnt, und zwar in der Richtung einer Verständigung mit Mitteleuropa. Auffallend ist nach der Ernennung Becks zum Außenminister die Aenderung des Tons in den Blättern des Regierungslagers gegen die Tschechoslowakei, die bisher vielen Angriffen ausgesetzt war. Aber noch auffälliger und zugleich ungleichmäßig bedeutender sind

die Anzeichen einer Absicht, zu Deutschland in ein besseres Verhältnis zu gelangen.

Der „Il. Kurjer Codz.", Polens größte Zeitung, die sich immer durch Deutschfeindlichkeit ausgezeichnet hat, ist plötzlich zu der Einsicht gekommen, daß Deutschland durch die Fortnahme seiner Kolonien ein Unrecht zugefügt ist, und der Kabinettschef des polnischen Außenministeriums, Graf Szembek, hat auf seiner Reise nach Paris und London in Berlin Halt gemacht und mit dem Reichsaußenminister gefrühstückt. — Man erklärt diese Wandlung mit der bevorstehenden Anerkennung der deutschen Gleichberechtigungsforderung durch die Mächte.

Der Völkerbund in Nöten

Der Fernostkonflikt verlangt eine Entscheidung

Jetzt ist der Völkerbund vor die schwierige Aufgabe gestellt worden, den fernöstlichen Konflikt zwischen Japan und China zu behandeln. Was sich im Herbst 1931 und zu Anfang dieses Jahres in der Mandschurei und in Schanghai abgespielt hat: Japans Provokation eines Krieges im Frieden, — das hat überall die Forderung nach einer Regelung dieser Angelegenheit durch Genf laut werden lassen.

Und wenn der Völkerbund nicht die letzten Reste seines Ansehens verlieren will, dann darf er diesmal nicht zu der alten Praxis greifen, die Angelegenheit in einer Kommission zu begraben.

Es muß etwas geschehen! — Aber Japan ist anderer Meinung und droht im Falle einer Entscheidung, die sich gegen sein Vorgehen richten würde, mit dem Austritt aus dem Bunde. Das ist den Genfer Politikern genau so unangenehm, denn dann wäre der Völkerbund nur noch eine europäische Angelegenheit.

Die sogenannte Lytton-Kommission des Bundes

ist nach Europa zurückgekehrt und hat in Genf ihren Bericht vorgelegt. Hier wird festgestellt, daß die Gründung des Mandschureistaates zu Unrecht und gegen den Willen der Bevölkerung erfolgt sei. Es wird der Vorschlag gemacht, der Mandschurei eine autonome Verwaltung zu geben und die Gendarmerie und die Finanzverwaltung Ausländern zu übertragen. Japan lehnt die Vorschläge des Lyttonberichts entschieden ab. China ist von diesem Bericht keineswegs befriedigt, erklärt sich jedoch mit den darin gemachten Vorschlägen einverstanden.

Keine Zlotys in Danzig!

Einigung in polnisch-Danziger Streitfragen.

Ohne die Behandlung polnisch-Danziger Streitfragen ist keine Tagung des Völkerbundsrates mehr zu denken. Auch jetzt wieder hatte Genf sich mit solchen Fragen zu beschäftigen, und zwar mit besonders wichtigen. Den hauptsächlichsten Punkt der Danziger Beschwerden stellte der polnische Kabinettsbeschluß dar, daß die polnische Bahn auf dem Gebiet des Freistaates nur noch polnisches Geld statt, wie bisher, Danziger Gulden anzunehmen hätte.

Im Völkerbundsrat machte der englische Außenminister, Sir Simon, einen Kompromißvorschlag: Die strittigen Angelegenheiten sollten dem Hohen Kommissar des Völkerbundes in Danzig zur Entscheidung überwiesen werden. Inzwischen sollte Polen auf die Einführung des Zloty verzichten.

Darüber hinaus kam es aber zu direkten polnisch-Danziger Verhandlungen in Genf, die dazu führten, daß man sich in vier von etwa 35 Streitfragen einigte.

Zunächst verzichtete Polen auf die Einführung des Zloty an den Danziger Bahnen.

Polen behält es sich allerdings vor, „wenn die Umstände es gestatten", den Antrag auf Einleitung von Verhandlungen zur Angleichung der beiden Währungen zu stellen.

Wichtig ist auch die Regelung der Frage, wie die in Danzig lebenden Polen zu behandeln seien. Polen erklärt sich damit einverstanden, daß sie nicht die Rechte eines Staatsvolkes erhalten, sondern lediglich die Rechte genießen, die jeder anderen Minderheit zustehen. Weiter ist es zu einer Regelung der Frage des polnischen Anteils an den Schullasten Danzigs für die Kinder von polnischen, auf dem Gebiet des Freistaates Dienst tuenden polnischen Beamten gekommen. Besonders wichtig ist der Beschluß, daß die gegenseitigen Zeitungsverbote aufgehoben werden.

Wird Polen zahlen müssen?

Der Kampf um die Schuldenrate an Amerika

In Polen ist eine große Frage des Augenblicks, ob es am 15. Dezember seine Schulden- und Zinsenrate an Amerika wird zahlen müssen. Auf sein erstes Stundungsersuchen hat es, wie alle Schuldnerstaaten, eine ablehnende Antwort erhalten. Aber man hat in Warschau trotzdem noch nicht alle Hoffnung aufgegeben und in einer zweiten Note nochmals auf ein Moratorium gedrungen.

Polen begründet seine entschiedene Forderung damit, daß seine Schuld ja nicht aus dem Kriege herrühre, sondern daß die Gelder von Amerika im Zuge der sog. Hungerhilfsaktion geliehen wurden. — Bleibt Amerika fest, dann wird Polen am 15. Dezember die erste Zahlung nach Erklärung des Hoover-Moratoriums zahlen müssen.

Schwere Zeiten für Toreros

Die große Zeit der Toreros scheint endgültig vorüber zu sein. Das spanische Volk findet an den Stierkämpfen keine Freude mehr und hält sich von den Veranstaltungen fern, die noch vor wenigen Jahren Hunderttausende in fanatische Erregung versetzten. Aber die systematische Arbeit der Kreise, die seit langem gegen diese Volksbelustigung ankämpfen, scheint ihre ersten greifbaren Erfolge zu haben. In den letzten Wochen kam es in mehreren großen Städten Spaniens zu heftigen Kundgebungen der Stierkampfgegner bei großen Veranstaltungen, so daß einige Kämpfe sogar nicht zu Ende geführt werden konnten. Es wurde aus Schreckschußpistolen geschossen, und in einem Falle wurden sogar Tränengasbomben geworfen. In einem anderen Falle kam es in der Arena zu so heftigen Zusammenstößen zwischen Freunden und Gegnern, daß die Polizei den Schauplatz räumen mußte. In Westspanien hat eine Boykottbewegung unter der Bevölkerung eingesetzt, die dazu geführt hat, daß zahlreiche Kämpfe vor fast leeren Tribünen stattfinden mußten. Mehrere große Stierkampfgesellschaften sind bereits finanziell zusammengebrochen, und die Arenen stehen jetzt unbenutzt da.



Der Wintersport beginnt

Im Hochgebirge hat bereits der Wintersport, in erster Linie der Skilauf, eingesetzt.

Wir stechen uns

Von Mortimer v. Sch[illegible]als.

Die Mahnung, nicht wider den Stachel zu löken, ist eigentlich überflüssig, da sich für jeden im Leben immer und überall der Stachel bemerkbar macht. Ob man „in diesen schlechten Zeiten“ in Mitteleuropa sitzt, den Gaurisankar besteigt, die Sahara durchquert oder in einem Urwald botanisiert, alles hat seinen Stachel — nichts wie Plage und Aerger — Mühe und Arbeit nannte es ja schon der weise Salomon.

Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, zog ich in den Orinoko-Urwald, um eine Bahnvermessung zu machen und wenn schon keine Rose ohne Dornen ist, so ist der Urwald eine besonders stachlige Angelegenheit Wo du hinfaßt, überall sticht, kratzt oder beißt dich etwas. Schleichende Panther, kokosnußschmeißende Affen, zischende Giftnattern überraschen nur anfangs. Skorpione, Moskitos, Tausendfüßler, Riesenameisen, die ihre Stech-, Beiß- und Kneifwerkzeuge an dir erproben, gehören zur täglichen Urwald-Routine als selbstverständlich.

Eins aber macht das Leben zur Hölle, den Urwald zu brennender Wildnis: Die Chivacoa-Blattlauszecke, eine fast unsichtbare Kanaille, die von Busch und Blatt herabfällt, sich dir in die Haut bohrt und darin wohlgeborgen praßt.

Hei, wie das teuflisch juckt und brennt! Man möchte aus der Haut fahren und steckt doch drin! Gerade so, wie ich beiläufig mit meinem Meßinstrument, einem Theodoliten, nach einigen Wochen in einem Urwaldsumpf steckte. Da saß ich nun, chivacoabehaftet seit Tagen bis an den Gurt im lauwarmen stinkenden Sumpfdreck, schwitzte klimaentsprechend und fluchte grausig. Während ich im Sumpfschlamm am Stativ meines Theodoliten herumschraubte, ringelte sich mir plötzlich etwas Schlängelndes um mein Bein.

Die Haare stehen mir zu Berge — und mir bleibt ein würziges Sprüchlein, das ich zur Anfeuerung des Betätigungsdranges an meine Peone richten will, im Halse stecken. Es löst sich aber in einem Erleichterungsseufzer auf, da es diesmal keine Anaconda-Wasserschlange, sondern nur eine Sumpfliane ist, die sich mir um den Schenkel schmiegt.

Der Seufzer verhallt im Gesumm einer Wolke blutgieriger Moskitos.

Plötzlich unterbreche ich die heiser bellende Beschwörung der höllischen Prominenten. — Ei, sieh mal an! — Was sitzt denn da für ein kleines Ungeziefer unter der Schraubenlupe des Theodoliten, gerade auf dem Strich, den ich ablesen will? — Aha, eine Anopholis, eins der blutrünstigen Viehchen, die mich hinterrücks heimtückisch bearbeiten.

Ha! Für die ganze infame Genossenschaft soll dieser eine büßen! — Ich will ihn fangen, zerquetschen, vernichten und schiebe mit spitzen Fingern mordlustig die Hand vor. — Doch, halt! — Was hat es denn nur, das kleine Luderchen? — Auf dünnen Beinchen hockt es mit gekrümmten Buckel unter der Lupe und schielt mit duseligen Stieläugchen ängstlich gequält nach seinem durchsichtigen Hinterteil. — Wie ein Schüttler, der einen Nervenanfall hat, gebärdet es sich. — Zieht sich krumm und bibbert, streckt ein Fadenbeinchen um das andere hoch und angelt damit hilflos in der Luft herum, bäumt das Körperchen wellenförmig auf, zuckt zusammen und beendet die Gymnastik mit einem Schüttelkrampf.

Aha! Mir geht ein Licht auf! — Richtig, da sitzt ja eine niedliche kleine Chivacozecke, durch die Lupe sichtbar gemacht und zu einem greulichen Drachen vergrößert, meinem Schüttlerchen zwischen den Flügeln und bohrt ihm maschinenmäßig ihren Stachelrüssel in den Balg. — Scheußlich sieht das Ungeheuerchen aus. Der ganze Kopf ist ein Bohrmaschinchen, die vielen Beinchen sind ebensoviele Widerhaken. Eifrig ist sie bei der Arbeit. —

Ruck-zuck-ruckzug folgt sie energisch im Takt ihrem Betätigungstrieb. — Ihr ganzer Stachelkopf sitzt schon in Schüttlerchens Eingeweiden. Wie fleißig sie arbeitet, die Kleine! —

Jetzt ist mir vollkommen klar, warum mein Moskitoböckchen Schüttler markiert. — Armes liebes Tierchen! — Ih. wo werde ich dich töten! — Leben soll es! — Ein jeder trägt eben Freud und Leid des Daseins, wie ich ja auch hier meinen Theodoliten durch den Sumpf des Urwalds schleppen muß.

Immerhin bin ich dem Theodoliten diesmal dankbar für die reine Freude, die er mir durch Vermittlung dieses kleinen Genrebildchens aus dem intimen Leben der Insektenwelt gewährt hat.

Nebenbei dämmert mir ein Verdacht auf. Nämlich der, daß der Teufel bei Festsetzung der allgemeinen Ordnung für Lebewesen dieser Erde eine Regel mit eingeschmuggelt hat, die sich in Form einer Konjugation am besten folgendermaßen ausdrücken ließe: Ich steche dich, du stichst mich, er sticht dich, sie stechen sich, wir stechen uns, usw. in alle Ewigkeit!

Im Wald und auf der Heiden

Zur Winterfütterung

Da vor allem für Rehwild beim Haarwechsel das Salz von größtem gesundheitlichen Nutzen ist, sind vielleicht einige diesbezügliche Ratschläge nicht unangebracht.

Die Art der Verabreichung in Gestalt von Salzlecken ist bisher verschieden gehandhabt worden. Sehr empfehlenswert ist folgendes praktische Verfahren, das vielleicht dem einen oder anderen Heger noch nicht bekannt ist.

20—25 cm starke Stämme werden durch horizontalen Sägeschnitt in etwa 2 Meter Höhe geköpft.

Mit einem etwa 30 mm starken Löffelbohrer, den man von jedem Stellmacher erhalten kann, wird dann ein etwa 20 cm tiefes Loch oben senkrecht hineingebohrt und ein einfacher Weidenkorb, etwa 50 cm hoch und 30 cm im Durchmesser mit einem Kiefernastquirl darauf befestigt.

Der Korb hat nun einen festen und sicheren Sitz. Eisennägel verrosten zu rasch in der Salzlösung.

Diese Körbe werden nun mit Salz gefüllt.

Die Feuchtigkeit der Luft, sowie der Regen bewerkstelligen die Lösung des Salzes, die nach allen Seiten die Rinde des Pfahles tränkt und vom Wilde sehr gern angenommen wird. Außerdem halten die so hergestellten Salzlecken viele Jahre, selbst ein Herabstoßen des Korbes mit dem Geweih kommt nicht in Frage.

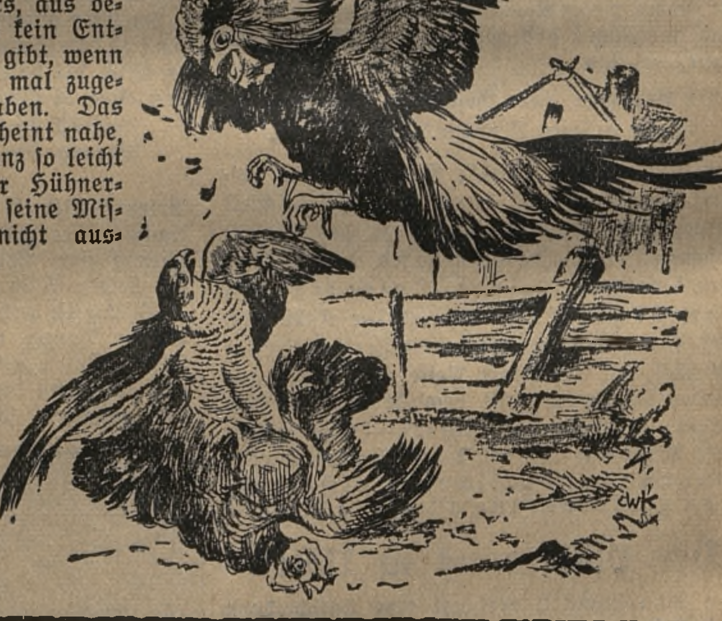
Allerdings ist das Verhalten des Wildes der Fütterung gegenüber leider örtlich so verschieden, daß einheitliche Regeln nicht aufzustellen sind. Die obigen Zeilen sollen daher im Wesentlichen nur als Anregung dienen.

Kampf im Hühnerhof

Mit stolzen Schritten schreitet der prächtige Hahn inmitten seines Hühnervolkes einher.

Es ist ein kräftiger Geselle. Blutrot wippt der Kamm über dem funkelnden Auge, in kühnem Bogen trägt er die prächtigen Schwanzfedern, die kräftigen Ständer mit den starken Sporen verraten, daß „schlecht Kirschen essen“ mit ihm ist, falls sich ein Rivale unbefugterweise Herrenrechte anmaßen sollte. Jetzt reckt er sich zu seiner ganzen imposanten Höhe empor; die Flügel schlagen, sich duckend vernehmen die erstaunten Hühnerfrauen die schmetternde Stimme ihres Herrn und Gebieters. Doch plötzlich fällt ihm eine merkwürdige Unruhe seiner Getreuen auf, und schon ist das Unheil blitzartig, wer weiß woher, gekommen.

In steilem Sturzflug ist der Habicht herabgestoßen, um sich die beste Henne als saftigen Braten herauszuholen. Klagend liegt die Aermste am Boden unter den nadelscharfen Klauen des gefürchteten Räubers, aus denen es kein Entrinnen gibt, wenn sie erst mal zugefaßt haben. Das Ende scheint nahe, doch ganz so leicht soll der Hühnerräuber seine Missetat nicht ausführen.



Mit gesträubtem Kamm nimmt der Herrscher des Hofes den Kampf auf. Mit Spore und Flügelschlag bedrängt er unaufhaltsam den Gegner, wuchtig fallen seine Schnabelhiebe auf den frechen Eindringling, der sich seiner kaum erwehren kann. Immer und immer wieder treffen die scharfen Sporen den Habicht, Federn wirbeln, Kampfgeschrei tönt durch die Luft, klatschend fallen die Schnabelhiebe der erbitterten Streiter, bis schließlich der Raubritter es vorzieht, das Feld zu räumen. Widerwillig läßt er die schon sicher gewähnte Beute fahren, um blitzschnell aus dem Bereich des Feindes abzustreichen, der sich schüttelnd ihm eine Siegesfanfare nachschmettert.

Mit traurigen Blicken mustert die herbeigeeilte Bäuerin die sterblichen Ueberreste ihrer besten Henne, die nach diesem heimtückischen Ueberfall dem Suppentopfe überantwortet werden muß.

Wolfram



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

Bisheriger Inhalt.

Fräulein Toni Hardenberg war es gelungen, einen aus der Manege des Zirkus Hollerbek entsprungenen und in den Zuschauerraum gelaufenen Löwen durch ihren Blick derart zu fesseln, daß er sich von ihr streicheln und willig in das Zirkusinnere zurückführen ließ. An demselben Abend, wo sie dieses Abenteuer hatte, wird ihr Vater, der als Schriftsteller zurückgezogen lebte, ermordet. Er ist mittels Zyankali vergiftet worden. Ihm sind Ausweispapiere sowie die Manuskripte eines noch nicht beendeten längeren Werkes gestohlen worden. Die kriminellen Untersuchungen, von Kommissar Dr. Weidel geleitet, ergeben zunächst nur soviel, daß der Ermordete einen Holländer namens van Holken gekannt haben muß, der aber von Berlin nach Amsterdam abgereist ist. Er ist dort nicht aufzufinden. Fräulein Toni, nun Vollwaise, wird von dem alten Herrn von Hollerbek als Zirkussekretärin engagiert. Sie lernt dessen Sohn Markolf, der zu der Tänzerin „Li" in näheren Beziehungen steht, kennen. Im Zirkus ist auch ein junger Schriftsteller Otto Borke als Dramaturg und Regisseur tätig. Bei Antritt ihrer neuen Stellung wird Toni freudig von dem Zirkuspersonal begrüßt. Markolf von Hollerbek weiht Toni in ihr neues Arbeitsfeld ein und übergibt ihr sofort die Verwaltung der Kasse. Zwischen Markolf und „Li", die auf Toni eifersüchtig geworden ist, kommt es zu einer kleinen Szene, die damit endet, daß der junge von Hollerbek der Geliebten verspricht, sie in vier Wochen zu heiraten. Als Ankäufer von Futter, Nahrungsmitteln und anderen Materialien für den Zirkus fungiert Arno Petersen. Er genießt das unbeschränkte Vertrauen seines Chefs. Dies benutzt er dazu, Betrügereien zu verüben. Toni, welche darauf aufmerksam gemacht worden ist, beschließt, Petersen, mit dem sie hintereinander zwei Zusammenstöße hatte, genau auf die Finger zu sehen. Auch zwischen Toni und „Li" kommt es in der Manege zu einem stürmischen Auftritt. Die Folge davon ist, daß „Li" die Entlassung Tonis fordert, widrigenfalls sie nicht mehr auftreten will. Mit ihrer Drohung erreicht sie indessen nichts, da der alte Herr v. Hollerbek sofort Ersatz an der Hand hat. „Li" muß nachgeben. Toni erweist sich nicht nur als tüchtige Sekretärin, sondern auch als brauchbares Medium. Von einem Hypnotiseur Wolff, der für den Zirkus engagiert werden soll, wird sie in Gegenwart des Zirkusbesitzers, ohne daß sie etwas ahnt, in einen Dämmerzustand versetzt. Wolff wollte auf diese Weise seine Tüchtigkeit beweisen. Mit dem Einkäufer Petersen kommt es endlich zum Klappen. Toni hatte dessen Betrügereien Herrn v. Hollerbek angezeigt, die Folge ist eine heftige Auseinandersetzung, die mit der fristlosen Entlassung Petersens endigt. Bei dieser Gelegenheit kommt es heraus, daß „Li" in Wirklichkeit die Frau von Petersen ist. Auch sie muß nun den Zirkus verlassen. Toni, die inzwischen den strebsamen und geschäftsgewandten Otto Borke kennengelernt hat, setzt sich mit der stellungslosen Tänzerin Garry in Verbindung, welche an Stelle von „Li", alias Frau Petersen, treten soll. Fräulein Garry nimmt das Anerbieten mit Freuden an. Der junge Hollerbek erfährt die Wahrheit über „Li". Wider Erwarten erträgt er den Schicksalsschlag mit Würde. In den nächsten Tagen wurde an der Neugestaltung des Zirkusprogramms mit Nachdruck gearbeitet. Als erstes Zirkusspiel hatte Otto Borke eine Schau ausgearbeitet, welcher er die Ueberschrift „Die Gärten der Königin Semiramis" gab. Phantastische Bühnenbilder gelangen zur Entfaltung, alle Darsteller sind sich darüber klar, daß ein riesiger Erfolg zu erwarten ist.

(6. Fortsetzung.)

Hollerbek kam mit seinem Sohne, und die beiden schüttelten ihm die Hand, daß er ganz rot vor Freude wurde.

„Ich denke, es wird sich machen, meine Herren," sagte der Schriftsteller gutgelaunt.

„Das glauben wir so fest wie Sie, Herr Borke! Das Spiel ist ausgezeichnet! Zehn solcher Spiele . . . und wir nehmen es mit jeder Konkurrenz auf."

„Ich schaffe Ihnen, so viel Sie wollen, meine Herren! Der Stoff geht nie aus!"

„Um so besser!" rief der alte Herr erfreut. „Jetzt kommen Sie aber, Herr Borke, ich bin zwar fast Antialkoholiker, aber heute müssen wir einmal eine Flasche Sekt auf den Erfolg trinken!"

„Da tue ich gerne mit!"

Gemeinsam brach man einer Pulle den Hals, und auch Toni mußte tüchtig Bescheid geben. Es wurden schließlich drei Flaschen.

In der Kantine war reger Betrieb. Die Artisten nahmen das Vesper ein. Lebhaft ging die Unterhaltung um das neue Spiel.

Als Otto Borke erschien, da wurde er mit Hallo empfangen.

Kapitän Günther machte sich an den Schriftsteller heran. „Tschä, lieber Borke, Sie sind ein verfluchter Kerl! Dat haben Sie scheun gemacht! Dat habe ich nich erwartet, dat Sie auch meine Seehunde in dat Spiel reinbringen könnten."

Klütz warf ein: „Na, Käpt'n, wenn ich nich dabei wäre, das janze Publikum würde nich so bei die Sache sein!"

„Dat ist ein grober Unfug, was du da red'st, Koch! Du mit deine Figur machst meine Seehunde varrückt! Mensch, du bist ja so dämlich, daß sogar 'n Seehund lachen muß!"

Alles stimmte mit fröhlichem Beifall zu.

* * *

Die Abendvorstellung war sehr leer. Kein Wunder, das Publikum wollte auf das bereits angekündigte Zirkusspiel warten.

Am nächsten Morgen probierten die Artisten noch einmal die einzelnen Szenen. Otto Borke zeigte ihnen neue Finessen, er kletterte und turnte mit den Akteuren um die Wette, als habe er Zeit seines Lebens nichts anderes getan.

Alle staunten, wie gelenkig der große, breitschultrige Mann war. Dazu riß er ununterbrochen Witze, die für entsprechende Stimmung sorgten.

Am meisten hatte er es auf die Garry, die seine Königin Semiramis darstellte und mit ihren Girls in der Mitte der Manege probte, abgesehen.

Aber die königliche Tänzerin war schlagfertig, sie blieb keine Antwort schuldig, und als Borke kritisierte, rief sie munter: „Kommen Sie einmal herab von ihrem Piedestal und führen Sie vor, wie wir es machen sollen."

„Jemacht!"

Borke sprang von der zweiten Stufe des Gartens und winkte der Musik. „Den orientalischen Tanz, bitte!"

Die Musik setzte ein, und Otto führte einen Bauchtanz vor.

Wenige Minuten später kam Kapitän Günther in die Kantine, ganz rot im Gesicht, lachte und prustete, daß der Koch eilends hinzusprang und ihm auf den Rücken klopfte.

„Ich kann nich mehr! Ich kann nich mehr!" schrie der alte Seebär. „Dieser Borke . . . nä, nää, so was . . . jetzt macht er 'nen Bauchtanz vor! Klütz . . . geh nich rin, du lachst di dod!"

* * *

Vor der Premiere, um die sechste Stunde, saß Toni auf der Treppe ihres Büro- und Wohnwagens und schnappte frische Luft.

Da kam Otto Borke und setzte sich zu der Sekretärin.

„Mal 'n bißchen ausspannen!" sagte er. „Sie gestatten, daß ich Sie mit meiner Gegenwart beglücke!"

„Beglücken Sie! Klappt alles gut?"
„Ausgezeichnet! Wir werden einen großen Erfolg haben!"
„Ich hoffe es auch!"
Borke kramte in allen seinen Außen- und Innentaschen nach einer Zigarette und fragte plötzlich unvermittelt: „Sagen Sie, Fräulein Hardenberg, hat eigentlich die Polizei eine weitere Spur des mutmaßlichen Mörders ihres Vaters gefunden?"
„Leider nein. Ich habe nichts wieder gehört!"
„Schade! Ich habe den Fall verfolgt. Er ist sehr kompliziert, und ich denke, daß er einen Kriminalisten reizen müßte."
Toni nickte ernst. „Das wohl, aber ich befürchte, die Polizei hat die Nachforschungen eingestellt. Mein Vater war ein armer Mann, sein Tod daher für das öffentliche Interesse belanglos. Man wird sich kaum weiter darum kümmern."
„Möglich! Aber es muß Ihnen doch wehe tun, daß diese gemeine Tat nie gesühnt werden soll"
„Es hat mich geschmerzt, aber ich kann nichts tun. Und dann denke ich immer, daß sich jede Schuld auf Erden rächt. Ich glaube daran!"
„Vielleicht ist es so! Haben Sie selbst gar keinen Anhaltspunkt gefunden?"
„Nein! Der Roman, oder was es war, an dem mein Vater schrieb, ist gestohlen worden, samt seinen Papieren. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, was die Papiere einem anderen nützen könnten."
„Reiche Verwandte hatten Sie nicht?"
„Niemand. Wir standen ganz allein da. Mein Vater lebte aber in dem Wahne, daß er noch einmal sehr reich werden würde."
„Das muß er doch aus irgend etwas geschlossen haben."
„Anfang des vorigen Jahrhunderts ist der Bruder meines Urgroßvaters gestorben. Der war vor langen Jahren nach Brasilien ausgewandert und soll sich ein Riesenvermögen gemacht haben. Von dort ist er nach Niederländisch-Indien, und dann hieß es, er sei verschollen. Alle Nachforschungen waren ergebnislos, auch die nach seinem Vermögen. Er soll sein ganzes Geld in Goldbarren und Edelsteinen angelegt haben. Aber davon ist nichts gefunden worden, man weiß überhaupt nicht, wann er starb und wo."
Otto Borke hatte interessiert zugehört.
„Weiß diese Tatsache die Polizei?"
„Etwas davon, man hat diesen Umständen immerhin Bedeutung beigemessen."
„Und ich behaupte sogar, daß darin der Schlüssel zu dem Geheimnis zu suchen ist!"
„Meinen Sie?"
„Gewiß, ganz bestimmt! Haben Sie nichts Schriftliches darüber?"
„Ich besitze eine Familienchronik, da steht von dem Jan Hardenberg allerlei drin."
„Würden Sie mir diese Chronik einmal leihen?"
„Aber sehr gern!"
Toni ging in den Wohnraum, holte die Chronik aus ihrem Koffer und überreichte Borke den in Schweinsleder gebundenen Band.
„Ich werde mich hineinvertiefen!" versicherte Borke.

* * *

Die Premiere stieg am Abend. Sie wurde ein ungeheurer Erfolg. Das Riesenzelt war ausverkauft, und nach dem wahnsinnigen Beifall des Publikums zu urteilen, mußte man auch für die letzten zehn Tage in Berlin auf ausgezeichnete Einnahmen rechnen können.
Vor allen Dingen begeisterte der goldene Humor, der in das ganze Spiel hineingepackt war.
Eine Pointe saß besser wie die andere.
Die Presse war vollzählig vertreten, auch ein Herr vom Rundfunk war da, und alle gratulierten Hollerbek.
Der Rundfunker bat Hollerbek, doch im Radio über die neue Art des Zirkusspiels zu sprechen. Hollerbek sagte zu. Reklame war immer gut.
Nach der Premiere beglückwünschten alle Mitwirkenden die beiden Hollerbeks und den Autor.

Hollerbek schwamm in einem Meer von Wonne, immer wieder drückte er Otto Borke die Hand.
„Welch ein Glück, daß Sie Rattler um fünf Mark angepumpt hatte! Der Mann muß her!"
Man holte Rattler, der sich bisher immer vor Borke verdrückt hatte.
„Herr Direktor wünschen mich zu sprechen!" sagte der Beleuchtungsmann verlegen und sah Borke scheu von der Seite an.
„Rattler, hier haben Sie hundert Mark Extragratifikation!"
Rattler starrte entgeistert auf Hollerbek.
„Aber ... ich .. wie komme ich denn dazu?"
„Weil Sie Herrn Borke um fünf Mark angepumpt habe. Nein, nicht deswegen, sondern weil Sie ihm gesagt haben, daß wir einen tüchtigen Mann brauchen, der Zirkusspiele schreiben kann! Deswegen! Aber hören Sie auf mit dem Anpumpen!"
„Ich hab' die ganze Zeit niemand mehr angeborgt, Herr Direktor!" versicherte Rattler.
„Um so besser! Es schadet auch dem Ruf unseres Zirkus. Ist gut, Rattler! Halten Sie weiter Ausschau nach Talenten!"
Hollerbek schüttelte dem überglücklichen Manne die Hand, und Rattler verzog sich.
„Jetzt kommen Sie, lieber Freund!" wandte sich Hollerbek wieder an Borke. „Ich habe ein kleines Souper im Hotel bestellt. Das wollen wir uns heute leisten."
„Aber Fräulein Hardenberg muß auch mit!"
„Selbstverständlich, unsere tüchtige Helferin darf nicht fehlen."
Toni streikte aber energisch. „Geht jetzt nicht, ich muß noch abrechnen. Heute ist ein besonders großer Geldregen auf uns niedergegangen. Da gibt es Arbeit! Es ist auch ein Minus an der einen Platzkasse. An die fünfundzwanzig Mark!"
Hollerbek wehrte ab.
„Heute bei dem wahnsinnigen Andrang kein Wunder! Das Minus wird verbucht, nicht gesucht. Unsere Kassierer sind zuverlässig."
„Weiß ich! Aber noch etwas: Meinen Sie nicht, Herr Hollerbek, daß es das Gescheiteste wäre, wenn wir den ganzen Segen auf die auch in der Nacht geöffnete Filiale der Linden-Bank schafften?"
„Das ist sehr vernünftig!! Ich werde telephonieren, daß wir eine Viertelstunde später kommen. Dann sind Sie doch fertig?"
„Mal sehen, Herr Hollerbek!"
Und Toni wurde fertig. Otto half ihr und Markolf dazu. Sie sagten die Zahlen an, rechneten nach und innerhalb zehn Minuten lag die Abrechnung fix und fertig vor und wies die Rekordeinnahme von sechsundzwanzig tausend Mark aus. Noch eine Kleinigkeit war darüber.
Der alte Herr schmunzelte, als er die Summe überlas.
„Vier Wochen lang solche Einnahmen . . .!"
„. . . zu schaffen, liegt jetzt bei uns, Herr von Hollerbek!" vollendete Otto Borke. „Machen Sie es, wie ich Ihnen sagte: Blitztournees, Riesenzelt, das zwanzigtausend Menschen faßt. Sie sollen sehen, wie der Kram klappt."
„Hoffen wir es, junger Freund! Sind Sie fertig, Fräulein Toni?"
„Sofort, noch fünf Minuten umkleiden! Große Toilette kann ich nicht aussuchen, Herr Direktor!"
„Kommt nicht in Frage, Fräulein Toni. Wir dinieren nicht im „Adlon", sondern in unserem guten alten Artistenhotel bei Papa Schulz," sagte der alte Herr gutgelaunt.
Nach wenigen Minuten fuhr man im Auto fort. Fräulein Garry war auch mit eingeladen. Erst rollten Sie zur Nachtbank, wo der Mammon eingezahlt wurde, und dann nach dem kleinen, sauberen Artistenhotel.
Es war eine sehr vergnügliche Nacht.

4.

Li war mit ihrem Gatten gemeinsam in ein Berliner Hotel übergesiedelt. Dort gab es nochmals eine messerscharfe Auseinandersetzung, in deren Verlauf Petersen langsam seine Riesendummheit begriff.

„Ich mag nicht mehr mit dir zusammenleben!“ rief Li hysterisch. „Alles verdirbst du! Zu nichts hast du Geschick! Was wird Wildt sagen!“

Petersen antwortete nicht.

„Ich schäme mich, zu ihm zu gehen! Du hast gewußt, was für uns auf dem Spiele stand!“

„Ich weiß, hunderttausend Mark! Die sind jetzt futsch!“

„Du ... du ... das sagst du so leicht hin! Noch mehr hätte Wildt vielleicht gezahlt. Jetzt ist alles vorbei!“

„Sei still!“ fuhr er sie gereizt an. „Mir hat der ganze Kram sowieso nicht gepaßt! Die verdammte Liebelei mit dem jungen Markolf! Denkst du, es war ein Vergnügen, zuzusehen, was ihr euch für Augen machtet? Ich will mir keine Hörner aufsetzen lassen!“

Voll Hohn sah sie ihn an. „Esel! Wenn es eine Frau will, dann tut sie es!“

„Du bedauerst wohl, daß es jetzt mit deinem jungen Gott Schluß ist! Paßte ja sowieso nicht zu dir, konntest ja bald seine Mutter sein! Lächerlich bist du mir vorgekommen!“

In dieser erquicklichen Weise ging es noch eine gute Weile fort.

* * *

Zwei Tage später fuhr Li zu dem Großindustriellen Wildt, einem Manne hoch in den Fünfzigern, mit scharfen, harten Zügen.

Er begrüßte die Tänzerin in seiner knappen Art und sagte kurz: „Ich habe Sie erwartet, Li!“

„Sie wissen . . . ?“

„Daß Sie vom Zirkus Hollerbek fort sind! Ja, das weiß ich und möchte jetzt von Ihnen Näheres hören.“

Li nahm Platz und erzählte Wildt was sich alles ereignet hatte. Der Großindustrielle hörte aufmerksam zu, ohne eine Miene zu verziehen, dann sagte er bedauernd: „Schade, Fräulein Li! Sie waren auf dem besten Wege, mir mein Ziel erreichen zu helfen. Damit ist es nun nichts mehr! Ich danke Ihnen auf alle Fälle und werde nicht kleinlich sein.“

Er trat zu seinem Schreibtisch und schrieb ihr einen Scheck über zehntausend Mark.

„Für Ihre Mühe, Fräulein Li. Es ist schade, aber jetzt besteht keine Möglichkeit, daß Sie weiter für mich tätig sein können.“

Der Abschied war ziemlich kühl.

Als Li wieder auf der Straße war, dachte sie: „Warum wohl will er Hollerbek mit seinem Unternehmen vernichten? Warum wohl?

Sie ahnte nicht, daß Hollerbek eine Stunde später bei Wildt zu Gaste war und ihm aufs herzlichste die Hand schüttelte.

„Was machen wir, alter Freund!“ sagte Herr von Hollerbek herzlich. „Wir haben uns lange nicht gesehen!“

„Viel Arbeit! Ich hätte mir gern Ihre neueste Attraktion angesehen, werde es noch nachholen. Zigarre gefällig?“

„Danke sehr!“

Die Männer saßen sich gegenüber.

„Also das Geschäft geht ausgezeichnet?“ fragte Wildt lauernd. Er gab sich den Anschein des Interessierten.

„Danke! Scheinbar wird unsere Umstellung ein Schlager!“

„Dann werden Sie bald in die Lage kommen, mir meine achtzigtausend Mark zurückzuzahlen!“

„Ja . . . und nein! Deswegen komme ich zu Ihnen. Wir haben gestern sechsundzwanzigtausend Mark Kasse gemacht. Ein Rekorderfolg! Es sieht auch für die nächsten Tage sehr günstig aus. Ich erwarte weiter gute Einnahmen. Das könnte ermöglichen, daß ich Ihr Guthaben zur Hälfte in nächster Zeit abdecke.“

„Es eilt nicht so, lieber Hollerbek!“

„Sehr nett zu hören! Lieber Wildt, ich will Ihnen einmal Näheres über meine Pläne erzählen. Ich möchte ein größeres Zelt bauen, das zwanzigtausend Personen faßt, und mich umstellen. Keine Monatstournees mehr, sondern Blitztournees, von einem Tag bis acht Tagen.“

Ausführlich erklärte der Zirkusdirektor seinen Plan und wies Wildt entsprechende Voranschläge zur Einsicht vor.

Wildt überprüfte sie interessiert und sagte dann: „Lieber Hollerbek, dazu brauchen Sie mindestens einhundertundfünfzigtausend Mark neues Kapital.“

„Ja, und ich bin zu Ihnen gekommen, um zu fragen, ob Sie mir diesen Betrag zur Verfügung stellen können.“

Wildt sah unter halbgeschlossenen Augenlidern auf Hollerbek.

„Viel Geld, und immerhin gewagt, die Sache!“

„Unser Risiko ist nach der Neuumstellung vielleicht kleiner als vordem. Sie wissen, welchen Wert mein Zirkus repräsentiert. Alle die großen Wagen und der Maschinenpark mit vielem anderen sowie auch sämtliche Tiere sind mein alleiniges Eigentum. Ich glaube, wenn ich meinen Zirkus mit zwei Millionen bewerte, dann bin ich ein vorsichtiger Geschäftsmann.“

„Richtig, aber . . . gesetzt den Fall, irgend etwas Unvorhergesehenes zwänge Sie, den Zirkus zu liquidieren — das wird nicht eintreten — aber angenommen, es träte ein. Glauben Sie mir, dann hätten Sie Mühe, mehr als dreihunderttausend Mark herauszuholen.“

„Sie sehen etwas zu schwarz!“

Wildt überlegte, dann sagte er: „Gut, ich will mich mit einhundertundfünfzigtausend Mark weiter beteiligen, wenn Sie meinen Zinssatz billigen. Bei aller Freundschaft werden Sie nicht erwarten, daß ich weniger heraushole, als wenn ich ein anderes Geschäft tätige.“

„Gewiß nicht!“

„Zwölf Prozent!“ schlug Wildt vor.

„Etwas hoch!“

„Ich erziele es jetzt. Sie müssen berücksichtigen, es ist ja eine Anlage auf lange Sicht.“

Hollerbek erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Er rechnete. Das machte im Jahre rund achtzehntausend Mark aus, im Monat eintausendfünfhundert Mark, pro Vorstellung sechzig bis achtzig Mark. Doch es ging.

„Gut, ich nehme an! Wann kann ich über den Betrag verfügen?“

„Sofort, lieber Hollerbek! Treffen wir uns morgen beim Notar. Ich muß natürlich irgendeine Sicherheit haben. Am besten ist, Sie verpfänden mir den Zirkus. Sie haben dann auch den Vorteil, daß, wenn es einmal dumm geht, niemand an Sie herankann.“

Hollerbek nickte vertrauensvoll.

„Gewiß, damit bin ich einverstanden.“

* * *

Die Vorführungen der nächsten vier Tage waren gleichfalls ausverkauft. Die weiteren sechs Tage noch so gut besucht, daß der Zirkus in den letzten zehn Tagen seines Berliner Gastspiels einen ansehnlichen Ueberschuß erzielte.

Es gab Arbeit über Arbeit. Toni kam oft am Tage nur wenige Stunden zur Ruhe und rechnete meist bis spät in die Nacht hinein. Es mußte alles genau klappen. Darin war das Mädel ungeheuer ehrgeizig.

Otto Borke kam hin und wieder und half Toni. Borke schien sich manchmal zu vervielfachen. Er inspizierte das Ganze, ja er vertrat einmal sogar den dicken Klütz, der sich den Fuß vertreten hatte, mit großem Erfolg.

Er beriet eifrig mit den Direktoren neue Pläne. Half bei der Ausarbeitung der neuen Zirkusanlage.

Ein Allerweltskerl, unermüdlich und immer von einer überströmenden guten Laune.

Das Programm für die nächsten Tage stand fest. Der Quartiermacher hatte für die Blitztournee acht Städte belegt. In den beiden ersten spielte man mit dem alten Zelt noch je drei Tage, im dritten Ort, das war Magdeburg, stand schon das Riesenzelt, das größte der Welt. Nur auf vier Tage war das Gastspiel angesetzt.

Der letzte Tag des Berliner Gastspiels war gekommen. Der nächste war spielfrei.

Schon begann man mit den Reisevorbereitungen. Toni regelte alles mit der Bank, ließ die Gelder an eine andere in der nächsten Stadt überweisen. Letzte Gagen wurden gezahlt.

Toni war hundemüde, als sie sich gegen ein Uhr zur Ruhe legte.

* * *

In dieser Nacht geschah etwas Entsetzliches.

Ein grauenvolles Ereignis, das lange in aller Erinnerung blieb. Der Stallmeister Marquardt hatte am späten Abend noch einmal die Ställe nachgesehen und alles in Ordnung gefunden.

Er hatte mit dem alten Pferdewärter ein paar Worte gewechselt und sich dann in die Box zu seinem Liebling begeben. Das war ein Lipizzaner Hengst, ein wundervoller Schimmel, mit dem er die hohe Schule ritt und den er wie seinen Augapfel hütete.

„Danton“, so hieß der Schimmel, hatte sich gelegt und schmiegte seinen Kopf an Marquardts Knie.

Der Stallmeister war müde, setzte sich auf einen Schemel und nickte ein. Bis auf den Kopf „Dantons“ sank sein Haupt. Und „Danton“ hielt ganz still.

Da gellte ein Schrei des wahnsinnigsten Entsetzens durch die Stille der Nacht.

Der Schimmel sprang auf und Marquardt mit ihm.

Die Pferde im Stalle waren alle hochgeschreckt und wieherten erregt und angstvoll.

Der Stallmeister stand einen Augenblick wie gelähmt.

Wieder der Schrei und dazwischen das Brüllen der Löwen. Nun schrie und fauchte auch „Ugo“, der riesige schwarze Panther.

Marquardt unterschied ihn ganz deutlich und stürzte nach den Raubtierkäfigen.

Die Stalleute, die ebenfalls munter geworden waren, hinter ihm her. Als sie das Licht im dunklen Raume aufflammen ließen, da packte sie lähmender Schreck.

Im Käfig des riesenhaften Panthers „Ugo“ kämpfte der Löwe „Caesar“ mit ihm. Und — die bestürzten Zirkusleute trauten ihren Augen nicht, standen plötzlich wie erstarrt — dicht an die Stangen gepreßt, lehnte eine weiße Gestalt. Toni, die nur mit dem Pyjama bekleidet war und mit weitaufgerissenen Augen auf die kämpfenden Tiere starrte.

Wie ein Wahnsinniger schrie Marquardt:

„Göriiiik . . Göriiik!“

Aber Görik kam nicht, denn er weilte noch in der Stadt, wo er Abschied von Freunden nahm.



Immer mehr halbbekleidete Artisten erschienen.

Nun eilte auch Markolf herbei. „Was ist geschehen?“ rief er außer sich. Da sah er schon das Gräßliche:

Toni im Käfig des schwarzen Panthers!

Der Mann wußte, daß „Caesar“, der das Mädchen anscheinend verteidigte, dem gewandten, geschmeidigen Teufel auf die Dauer kaum gewachsen war.

„Eine Fackel!“ schrie er.

Die Stalleute liefen, und bald flammte die Pechfackel auf.

Markolf stieg in den Löwenkäfig, trieb mit der Fackel die unruhig gewordenen Löwen in eine Ecke und öffnete die Tür zum Pantherkäfig. In einem Bruchteil der Sekunde war er drin und schwang die Fackel, daß die beiden Kämpfer unwillkürlich zurückwichen.

Mit schnellem Griff hatte er die fast Leblose an sich gerissen und hochgehoben. Mit einem Satz sprang Markolf wieder durch den Löwenkäfig zur Tür. Dort nahm man ihm die Ohnmächtige ab.

Dann wandte sich der Tapfere noch einmal zurück. Es galt, die Kämpfer auseinanderzubringen. Aber das war nicht mehr nötig, denn „Caesar“ war in dem Augenblick, als Markolf Toni heraustrug, rasch durch das offene Gitter gefolgt und befand sich, arg zerschunden, wieder bei seinen Gefährten.

Markolf, bleich und erregt, verließ den Löwenkäfig.

Man hatte um die Ohnmächtige einen Mantel geschlungen. Frau Salieri vom Trapez und drei von den Girls nahmen sich ihrer an und trugen sie in den Wagen.

Markolf blickte auf seine fassungslosen Leute.

Der alte Herr von Hollerbek kam und erfuhr, was sich Furchtbares ereignet hatte. Er war totenblaß. Er begriff das alles nicht.

„Wie war das möglich?“ brachte er mühsam hervor. „Wie kommt das Mädchen in den Käfig des Panthers? Was ist hier vorgegangen?“

Keiner fand eine Antwort. Wortlos, entsetzt standen sie da.

„Eine Schufterei liegt vor!“ ließ sich aus dem Hintergrund eine Stimme vernehmen. Der Sprecher war Otto Borke, der in tiefer Erregung vor den Männern stand.

„Ein Verbrechen?“ fragte Markolf betroffen.

„Ja! Man will sie wegräumen! So wie man ihren Vater ermordete, so soll sie verschwinden!“

„Aber . . um Gottes willen . . wie kommt das Mädchen in den Käfig? Wer sollte das getan haben?“

„Komm Markolf, wir wollen zu ihr!“

Sie suchten, gefolgt von den anderen Männern, Tonis Wohnwagen auf. Die Frauen waren noch bei ihr.

„Wie geht's Fräulein Toni?“ fragte Hollerbek bebend.

Frau Salieri konnte ihn beruhigen. „Sie schläft tief und fest. Es wird das beste sein, wenn wir sie schlafen lassen. Ich denke, daß keine Gefahr mehr für sie besteht. Sie wird im Schlaf vergessen.“

Die beiden Hollerbek atmeten erleichtert auf.

„Auf keinen Fall können wir sie aber allein lassen. Man muß vor ihrem Wagen wachen!“ sagte Markolf bestimmt. „Herr Borke, wollen wir das zusammen tun?“

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Das ist nicht nötig. Der Chauffeur mag den Wagen so drehen, daß er dicht an unseren Wohnwagen herankommt. Wir haben ohnehin die ganze Nacht zu tun. Wir werden den Wagen abschließen.“

Die aufgestörten Artisten legten sich wieder zur Ruhe, aber sie schliefen spät ein. Das Ereignis wirkte in ihnen nach. Allmählich nur kehrte wieder Ruhe ein.

* * *

Am frühen Morgen hörte Markolf, wie es heftig in Tonis Wagen klopfte. Er nahm den Schlüssel und öffnete.

Das Mädchen sprang heraus. Fröhlich, munter wie immer, lachend wie ein Maientag.

„Wer hat denn abgeschlossen? Hat man Angst um mich gehabt, daß man mich stiehlt?“

Markolf starrte Toni an. Er verstand sie nicht. Wußte sie denn nichts von dem schrecklichen Ereignis der verflossenen Nacht?

„Wie sehen Sie mich denn an, Herr Hollerbek? Bin ich ein Geist? Sie lachte fröhlich. Wir wollen wieder an die Arbeit. Wann fahren wir denn nach Fürstenwalde?“

„Um zehn Uhr“ sagte Markolf mechanisch. Er überlegte, wollte ihr noch nichts sagen, vielleicht war es besser so.

„Dann muß ich mich dahinterklemmen! Aber erst will ich einmal frühstücken.“

Sie nickte ihm freundlich zu und trat wieder in den Wagen zurück.

Markolf lief zu seinem Vater, bei dem er Borke antraf.

„Sie weiß von dem Geschehnis nichts!“ sagte er verstört. „Was hat das zu bedeuten?“

Die Männer sahen sich kopfschüttelnd an.

„Wo ist sie denn jetzt?“ fragte der alte Herr.

„Noch in ihrem Wohnraum. Sie will dann frühstücken.“

Es war auch an dem. Toni ging fröhlich wie immer nach der Kantine. Kaum war sie eingetreten, da wurde sie von den Artisten umringt.

Alle fragten, wie es ihr gehe, ob sie wieder wohlauf sei.

Toni schüttelte den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

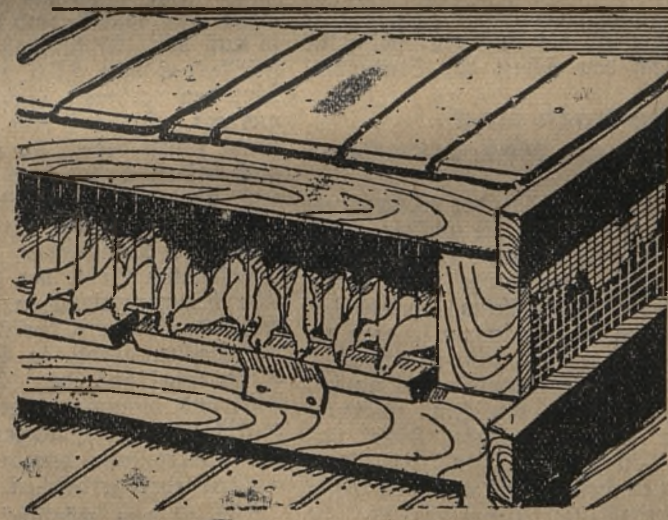
AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Mastkäfig

In größeren Geflügelzuchten werden die bei der Brut reichlich anfallenden Hähnchen als ein leider nicht vermeidbares Uebel angesehen Bei den derzeitigen recht niedrigen Preisen für Hähnchen und den hohen Preisen für die Futtermittelt gilt die Junghähnchenmast als ein reines Verlustgeschäft. Zuchtanstalten konnten die Erfahrung machen, daß benachbarte Landwirte Junghähnchn, die ihnen zur Mästung angeboten wurden, nicht einmal geschenkt genommen haben. Viele Zuchtwirtschaften schlachten die Hähnchen im Kükenalter, sobald man sie von den Hennenküken unterscheiden kann und füttern die Hühner damit. Man sagt, man nütze damit immerhin einen Futterwert von 3 Pfennig je Hahnenküken, während die Mast einen sicheren Verlust bringe. Diese überraschende Ansicht wird jedoch durch einen Erdinger Mastversuch widerlegt. Trotz eines niedrigen Verwertungspreises der gemästeten Hähnchen und hoher Futterkosten ergab die Mästung der Junghähnchen ein besseres finanzielles Ergebnis als ihre frühzeitige Schlachtung und Verfütterung an die Hennen. Damit ist nicht gesagt, daß wirklich ein Geschäft mit der Mast zu machen war, aber immerhin wurden die Verluste bei der Hähnchenverwertung erheblich herabgedrückt.

Günstiger als in einem Betriebe, der alle Futtermittel kaufen muß, liegen die Verhältnisse in landwirtschaftlichen Betrieben mit genügender eigener Futtergrundlage. Diesen steht das Grundfutter billiger zur Verfügung, und häufiger werden sich die gemästeten Hähnchen günstiger absetzen lassen, weil sie nicht in Massen erzeugt werden. Die Wirtschaftlichkeit der Mast wird gesteigert, wenn die Tiere möglichst jung zur Mast aufgestellt werden, weil dann die Verwertungszahlen für das Futter günstiger sind; denn Fleisch ist billiger zu erzeugen als Fett. Von Bedeutung für den Masterfolg ist weiter, daß die Tiere in ihrer Bewegungsfreiheit engeschränkt werden, damit sich das Futter in möglichst großem Umfang in Körpermasse umsetzt und nicht zur Krafterzeugung verbraucht wird. Um das zu erreichen, werden die Hähnchen übrigens genau so wie die Gänse in Mastkäfige gesperrt. Diese Mastkäfige kann man in den arbeitsstillen Wochen des Winters aus Kistenbrettern, Drahtgeflecht und Drahtstäben mühelos selbst her-



stellen. Die Bauart eines solchen Mastkäfigs zeigt die Abbildung. Der Boden des Käfigs besteht aus Drahtgeflecht, damit die Reinigung wenig Zeit in Anspruch nimmt. Der Deckel wird teilweise aufklappbar eingerichtet, um die verkaufsreifen Tiere oder Kümmerer, die vorzeitig ausgeschaltet werden müssen, bequem herausnehmen zu können. Als Futtertrog dienen alte Dachrinnen. Seitlich kann man automatische Tränken anbringen. Das Mastfutter besteht aus einem Trockenfutter, das zur beliebigen Aufnahme zur Verfügung gestellt wird und zu 60 Teilen aus Getreideschrot, 8 Teilen Kartoffelflocken, 9 Teilen Reisfuttermehl, 3 Teilen Futterkalk und 20 Teilen eines konzentrierten Eiweißfutters besteht. Im ersten Mastmonat wird das Weichfutter nachmittags mit einem Viertelgramm Lebertran je Tier und Tag angefeuchtet; im zweiten Mastmonat soll Lebertran nicht mehr gegeben werden. In der letzten Woche wird in aufgelöster Trockenbuttermilch gequellter Weizen dazu zur Verfügung gestellt.

Düngung im Spätherbst?

Unter den Zeitverhältnissen leidet auch die Düngung Die Beschaffung der Düngemittel und damit auch die Düngung wird möglichst weit hinausgeschoben, um die Zahlungsverpflichtungen zu verteilen oder Zinsen zu sparen Dabei kommt aber der wirtschaftliche Erfolg der Düngung nicht zur Geltung. Es ist ernstlich zu überlegen, ob die verminderte Wirkung verspäteter Düngung nicht am Ende zu teuer zu stehen kommt.

Es ist eine alte Regel, daß die Kali-Phosphat-Düngung im Herbst vor der Aussaat gegeben werden soll. Stickstoff dagegen wird nur in den langsamer wirkenden Formen und auch in diesen nur zum Teil im Herbst ausgestreut. Durch zahlreiche Versuche ist die Ueberlegenheit der Herbstdüngung erwiesen. So stellte der Versuchsring Rostock im Jahre 1929 fest, daß die Herbstdüngung mit Kali- und Phosphorsäure etwa ein Zehntel Mehrertrag gegenüber der gleichen, aber erst im Frühjahr verabreichten Düngergabe einbrachte. Die Geldroherträge je Hektar lagen um 40 Mark höher. In einem Versuch des Versuchsringes Rheinberg in der Rheinprovinz wurden durch dieselbe Kaligabe im Herbst 4,4 Doppelztr. mehr geerntet als bei der gleichen Frühjahrskaligabe. Die Ueberlegenheit der Herbstdüngung ist begründet durch die Stärkung der Jugendentwicklung der Winterungspflanzen, die dadurch widerstandsfähiger werden gegen Winterschäden, Krankheiten und tierische Schädlinge. Außerdem haben die Pflanzen im Frühjahr einen Entwicklungsvorsprung. Sollte die ausreichende Düngung bei der Winterung bisher unterblieben sein, so kann sie durchaus noch als Kopfdüngung nachgeholt werden. So hat die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft festgestellt, daß bei Kali-Kopfdüngung der Winterung mit 1 Kg. Kali bei der Herbstgabe 3 Kg. Körner, bei der Frühjahrsgabe nur 2½ Kg. Körner mehr geerntet wurden. Als Kali-Kopfdünger kommen sowohl 40er Kalidüngesalz wie auch Kainit-Hartsalz in Frage. Die Kopfdüngung mit Phosphorsäure wird wegen der Thomasmehl-Knappheit in diesem Herbst auf das Frühjahr verschoben werden müssen; sie erfolgt dann in Superphosphat.

Bedeutet die Kopfdüngung des Wintergetreides im Herbst vorwiegend eine Korrektur von Fehlern, die sich bei der Bestellung nicht vermeiden ließen, so ist die Düngung der Wiesen und Weiden im Herbst und Winter eine regelrechte Maßnahme. Vor allem die Kalidüngung der Wiesen ist im Herbst notwendig; denn die Gräser sind Kalifresser. Gaben je Hektar von 2—4 Doppelztr. 40er Kalidüngesalz oder 6—12 Doppelztr. Kainit und 2—4 Doppelztr. eines Phosphorsäuredüngers können als Durchschnittsgaben angesehen werden. Kainit ist wegen seines Gehaltes an Nebensalzen, die den Gräsern sehr zusagen, für Wiesen und Weiden besonders beliebt. Kali wird von den Gräsern doppelt so gut ausgenutzt als die Phosphorsäure Es erhöhte eine vierteljährliche Gabe von je 90 Kg. zitronensäurelöslicher Phosphorsäure die Erträge rund um 2 Doppelztr., eine solche von 100 Kg. Reinkali um 5—10 Doppelztr., die Gabe beider Nährstoffe zusammen um 10—16 Doppelztr. Starke Phosphorsäure-Düngung kann auf den Wiesen schaden, weil sie das Wachstum des Klees fördert, der in strengen Wintern leicht ausfriert. Im allgemeinen gilt aber der Satz des bekannten Grünlandwirtes Schneider-Kleeberg, daß besonders bei der Neuanlage von Weiden nicht leicht zu viel gedüngt werden kann, „vielmehr schadet der Wiese nur derjenige Dünger, den sie nicht bekommt".

Merkworte

Kartoffelmieten müssen ständig auf die Wärme in ihnen mit dem Mietenthermometer beobachtet werden.

Eine zweckmäßige Winterarbeit ist das Ausfahren von Stalldung auf die Hackfruchtschläge und von Kompost auf Wiesen und Weiden. Dung und Kompost sollen sogleich beim Abladen verteilt werden, damit die Haufen nicht frieren, was die Arbeit erschweren und verzögern würde.

Moos in der Grasnarbe bedeutet immer Hunger; es verschwindet bei zweckmäßiger Düngung und Pflege des Grünlandes.

FÜR DIE JUGEND

Seltsame Fischer

Noch liegen die silbernen Schwaden des Morgennebels auf dem träge dahinfließenden Strome und lassen die Umrisse der steilen Bergabhänge wie durch einen Schleier erkennen.

Eifrig rudert der auf dem etwa 1 Meter breiten, 5 bis 6 Meter langen Bambusfloß stehende chinesische Fischer sein Fahrzeug zur Mitte des Stromes, um es dann langsam treiben zu lassen.



Seltsame schwarze Gestalten hocken auf dem Rande des Flosses, um ihrem Herrn beim Fischfang ihre Dienste zu leisten. Es sind Kormorane, die von den Chinesen zum Fischen abgerichtet worden sind und zur Zufriedenheit ihres Herrn arbeiten. Jetzt stößt der Chinamann einige von ihnen ins Wasser und, da sie nicht gleich tauchen wollen, hilft ein Ruderschlag nach, bis die schwarzen Gesellen in der Tiefe verschwinden. Sobald der Vogel einen Fisch erbeutet hat, erscheint er wieder an der Oberfläche mit der Beute im Schnabel, in der Absicht, den Fisch zu verschlingen. Doch umsonst ist seine Gier und sein Bemühen, denn ein ihm lose um den Hals gelegter Ring verhindert ihn am leckeren Mahl. Wohl oder übel muß er wieder zum Floß zurück. Schnell eilt der Herr herbei, daß ihm die Beute nicht entgehe und nimmt dem Kormoran das Erjagte ab, um es in den großen Bambuskorb zu werfen, der am Ende des Flosses steht. Schon kommt der zweite und dritte der behenden schwarzen Gestalten, und der Chinamann hat alle Hände voll zu tun, um die Beute in Empfang zu nehmen.

Hat der eine oder andere der Vögel fleißig getaucht, so wird ihm der Ring abgenommen und er erhält zur Belohnung etwas Futter. Nach kurzer Ruhe wird er erneut an die Arbeit geschickt. So geht es solange, bis reichliche Beute gemacht worden ist. Dann hocken die schwarzen Gestalten wieder einträchtig auf dem Floßrande, des mit raschen Ruderschlägen dem heimatlichen Ufer zustrebt.

Der elfte Gast

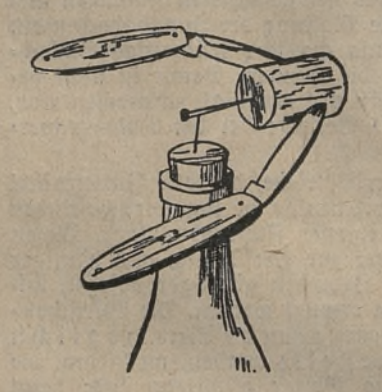
Ein kleines Gasthaus verfügte über 10 Fremdenbetten. Eines Abends erschienen 11 lustige Wandervögel und fragten, ob sie hier übernachten könnten. Der Wirt bejahte diese Frage, machte jedoch darauf aufmerksam, daß er nur 10 Betten zur Verfügung habe. Da trat einer der Wandervögel, ein Witzbold, vor und meinte, er werde dafür sorgen, daß jeder ein Bett erhalte. Er versammelte seine Gefährten und den Wirt um den Tisch, holte aus seiner Tasche eine Streichholzschachtel, entnahm dieser zehn Streichhölzer und legte sie der Reihe nach auf den Tisch.

„Angenommen, das sind die zehn Betten; die elf Gäste stelle ich durch je eine Münze dar. In das erste Bett lege ich zunächst zwei von uns hinein, der dritte kommt ins zweite Bett, der vierte ins Dritte Bett usw.; der zehnte ins neunte Bett. Nun hopst der eine der beiden Gäste aus dem ersten Bett heraus und legt sich ins zehnte Bett!" Alles ist erstaunt, der Wirt macht ein verdutztes Gesicht. Wie kam diese Rechnung zustande?

Ganz einfach. Sie alle sind auf einen Trugschluß hereingefallen. Der elfte Gast im zehnten Bett war einer von 10 (nicht 11) Gästen, und bei richtiger Verteilung mußte er Bett eins bekommen.

Eine Stecknadel wird durchbohrt

Man nimmt zwei gute, möglichst wenig poröse Korke und bohrt in den ersten eine Nähnadel ein, derart, daß das stumpfe Ende mit dem Oehr im Korken steckt. In den anderen Korken wird eine möglichst große Stecknadel gebohrt, aber nur eine solche aus Messing. Beide Nadeln müssen sehr fest und genau in der Mitte der Korken sitzen. Darauf nimmt man zwei Federmesser, möglichst von gleicher Größe und demselben Gewicht und steckt sie in schiefer, der Stecknadel zugewendeter Richtung in den Kork (s. u. Abbildung). Das Gleichgewicht stellt man durch mehr oder weniger großes Oeffnen der Messer leicht her. Nun muß die Stecknadel vorsichtig auf die Nähnadel gesetzt werden. Jetzt kann mit der Durchbohrung begonnen werden!



Zuerst bläst man ganz leise gegen die Hefte der Federmesser, bis sich der Apparat in Drehung versetzt. Dann kann man allmählich etwas stärker blasen und der „Durchbohrungsapparat" wird sich schneller drehen. Jetzt dauert es nicht mehr lange, und die Nähnadel bildet in der Stecknadel eine Vertiefung. Setzt man die Drehung noch einige Zeit fort, so bohrt sich die Nähnadel schließlich durch den Schaft der Stecknadel!

Wie hoch sind die Meereswellen?

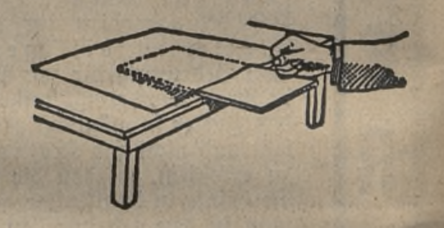
Von der Höhe der Meereswellen machen sich die meisten Menschen, auch wenn sie in Seestädten wohnen, eine falsche und übertriebene Vorstellung. „Haushohe" Wellen, wie sie immer so gern geschildert werden, gibt es gar nicht, nur die Brandungswellen an felsigen Küsten erreichen mitunter die außerordentliche Höhe von 25—30 Metern. Im Atlantischen Ozean beträgt die durchschnittliche Wellenhöhe 7—9 Meter, sie wächst bei sehr starkem Sturm bis auf 15 Meter an. Mit dieser Höhe ist der senkrechte Abstand vom Wellengipfel bis zur Wellensohle gemeint, so wie er sich dem Auge des Beschauers darbietet; in Wirklichkeit beträgt die Höhe also nur die Hälfte. Darin liegt auch der Grund dieser übertriebenen Behauptungen. Die Länge der Welle erstreckt sich gewöhnlich über 150—190 Meter. Die längste Welle, die beobachtet wurde, erreichte 800 Meter und ihr Vorüberstreichen dauerte 25 Sek. gegenüber 6—9 Sek. bei gewöhnlichen Wellen. Erwähnenswert ist noch, daß bei starkem Sturm zwar die Wellenhöhe zunimmt, gleichzeitig aber die Länge beträchtlich vermindert wird.

Um die Höhe, die Länge, die Periode und die Fortbewegungsgeschwindigkeit genau festzustellen, bedient man sich der Fotografie, indem man von gut sichtbaren Wellen Momentaufnahmen macht, und die Bilder nachher ausmißt. Man hat auch festgestellt, daß eine 9 Meter hohe Welle einen Druck von 10 000 kg pro qm ausübt. Diese Messungen sind wichtig für die Berechnungen von Bauwerken, die einem Wasserdruck ausgesetzt sind.

Fast nie, auch nicht bei stetigem Wind, herrscht ein einheitlicher Seegang. Meistens laufen Wellen mit verschiedenen Bewegungsrichtungen durcheinander, aus deren Zusammenlaufen und Zusammentreffen dann die sichtbaren Wellen entstehen.

Wer ist stark?

Wenn ihr in lustiger Gesellschaft seid, werden immer allerhand Kunststücke gezeigt. Auch ihr könnt mit einer solchen Ueberraschung aufwarten, die weiter



keine großen Vorbereitungen bedingt. Ihr bittet um den Deckel einer Zigarrenkiste und legt diesen so auf den Tisch, daß er zur Hälfte über den vorderen Tischrand hinausragt. Die auf dem Tisch liegende Hälfte bedeckt ihr mit einem nach beiden Seiten und nach hinten übergreifenden Stück Zeitungspapier. Jetzt fordert ihr einen der Anwesenden auf, den federleichten Deckel der Zigarrenkiste herunterzuschlagen. Der Betreffende kann mit der Faust, mit der flachen Hand, ja sogar mit einem Stock auf den über den Tischrand hinausragenden Zigarrenkistendeckel aufschlagen — der Deckel wird nicht heruntersliegen, sondern eher zerbrechen.

Wie ist das möglich? Wenn man auf den Deckel schlägt, neigt sich sein vorderer Teil etwas, und der hintere wird dadurch gehoben. Hierdurch wird die unter dem Zeitungsblatt befindliche Luft verdünnt, und der Luftdruck von oben gewinnt wieder das Uebergewicht. Er drückt auf die ganze Oberfläche, unter der sich der luftverdünnte Raum befindet und hält so durch sein Gewicht das Zeitungsblatt und den Deckel fest. Dieses Gewicht ist aber größer als die Kraft des Daraufschlagenden. Allerdings muß man darauf achten, daß auf den Deckel geschlagen wird. Drückt man nämlich langsam darauf, so entsteht kein luftverdünnter Raum, weil die Luft Zeit hat, von vorn her nachzuströmen.

ich eingangs erwähnte, ist ein Schönheitsmerkmal. Je intensiver derselbe ist, desto wertvoller ist er. Er weist natürlich auch Fehler auf. Reicht er zum Beispiel bei hasengrauen Tieren zu weit in den Nacken hinein, so zeigt die Fehlfarbe gewöhnlich einen gelblichen Einschlag.

Eugen Skriepek.

Schwindsucht im Hühnerstall

Die der Schwindsucht verdächtigen Hühner erkennt man oft durch Beobachtung beim Füttern. Die kranken Hühner fressen auffallend gierig und magern doch stark ab. Nimmt man ein solches Huhn heraus, um es zu schlachten, so zeigen sich nachher bei der Untersuchung die gelben Knötchen an der Leber, an der Milz und in den Därmen. Die Krankheit ist schon sehr weit vorgeschritten, wenn die Hühner anfangen zu lahmen oder gar auf den Kniegelenken zu laufen und dünnen, grünlichen Kot absondern. Verdächtige Tiere muß man herauslangen und einige Tage in einem besonderen Stall beobachten. Vervollständigen kann man solche Beobachtungen aber nur, wenn man das eine oder andere Huhn schlachtet und die inneren Organe einer genauen Untersuchung unterzieht.

Umschau im Lande

Friedenshütte

Beim Kohlendiebstahl erschossen

An einem der letzten Tage bemerkten die Wächter Bartoschek und Merta von der Hillebrandschachtanlage die beiden Arbeitslosen Zielinski und Geszke, die von der Kohlenhalde Säcke mit Kohle über den Grubenzaun schaffen wollten. Die Wächter wollten den Diebstahl verhindern und forderten die Männer auf, die Kohle zurückzulassen. Da Zielinski sich aber weigerte, wurde ein Hund auf ihn gehetzt. Der Arbeitslose ergriff in dem Moment eine eiserne Stange, um sich zur Wehr zu setzen. Plötzlich feuerte Merta einen Schuß ab, der Zielinski so unglücklich traf, daß er zusammenbrach und noch vor seiner Einlieferung ins Krankenhaus starb.

Auf diesen bedauernswerten Vorfall antworteten die Erwerbslosen mit Demonstrationen vor der Hillebrandgrube und dem Neudorfer Gemeindehaus. Ein Kollege des Erschossenen, Golenia, stachelte die Arbeitslosen, die vor dem Neudorfer Arbeitsamt standen, auf, nach der Grube zu ziehen. Ein Haufen Männer begab sich darauf vor die Tore des Hillebrandschachtes und versuchte dort Einlaß zu erzwingen. Anwesende Polizeibeamte setzten jedoch der Menge, die inzwischen auf weit über 200 Menschen angewachsen war, energischen Widerstand entgegen. Da die Arbeitslosen so nichts ausrichten konnten, zogen sie vor das Rathaus nach Neudorf, wo jedoch telephonisch benachrichtigte Polizei sofort mit Gummiknüppeln und Tränengasbomben gegen die Demonstranten vorging und diese auseinandertrieb. Mehrere Rädelsführer, unter ihnen der bereits genannte Golenia, wurden verhaftet.

Pleß

Verhängnisvoller Brückeneinsturz

An einem der letzten Tage stürzte gegen Mittag die Brücke über die Pszczynka ein. Ein Lastauto der Kattowitzer Firma Schwidewski, das mit mehreren Dutzend Fässern Betriebsstoff beladen war, hatte die Brücke gerade so weit passiert, daß die Vorderräder schon auf festem Grund standen, als mit lautem Krach der Einsturz erfolgte. Das Auto hing am zusammenbrechenden Bohlenbelag und wurde so vor dem Sturz in die Tiefe bewahrt. Mehrere vollbeladene Fässer rollten über das Geländer in die Pszczynka. Der Chauffeur und die Beifahrer kamen zum Glück mit dem Schrecken davon.

Emmagrube

Ein zweiter Fall Ziemski im Kreise Rybnik

In Emmagrube bei Rybnik hat sich ein zweiter Fall Ziemski, der bekanntlich wegen der versuchten Ermordung eines Polizeibeamten hingerichtet wurde, zugetragen. Früh gegen ½4 Uhr bemerkte der Polizeibeamte Philipp Adamczyk vom Kommissariat in Emmagrube in der Nähe der Kokerei drei verdächtige Männer; zwei von ihnen machten sich auf dem Grubenhof zu schaffen, während der dritte am Grubentor Posten stand. Der Polizeibeamte versuchte sich mit Hilfe seiner Taschenlampe zu orientieren, als im gleichen Moment vom Grubenhof her ein Revolverschuß fiel, der ihn in die Schulter traf. Zu gleicher Zeit stürzte sich der am Tor stehende Mann auf ihn und versetzte ihm mit einem stumpfen Gegenstand einen derart wuchtigen Hieb über den Kopf, daß der Beamte besinnungslos zusammenbrach. Die drei Banditen entwaffneten den Polizeibeamten, worauf sie unter Mitnahme seiner Dienstpistole und der dazu gehörigen Munition entflohen. Die Polizei nahm sofort die Verfolgung der Täter auf, die jedoch bisher ergebnislos verlief.

Lissau

Schmuggler auf der Flucht erschossen

Etwa 700 Meter von der deutsch-polnischen Grenze entfernt, unweit der Gemeinde Lissau, Kreis Lublinitz, wurde der 27jährige Bronislaus Ceglarek aus Cisia, Kreis Czenstochau, von einem wachthabenden Grenzbeamten erschossen. Bei dem Erschossenen wurde verschiedenes Schmuggelgut gefunden und beschlagnahmt. Wie es heißt, soll C., als er von dem Grenzer zur Vorzeigung des Personalausweises aufgefordert wurde, die Flucht ergriffen haben. Ein dem Flüchtenden nachgesandter Schuß traf sofort tödlich.

Mokrau

Statt Natron Gift verabreicht

Vor kurzem wurde die 32jährige Stenotypistin Mathilde Penkalla aus Mokrau, die schon acht Jahre im Dienste der Firma Pokorny, Steinbildhauer in Kattowitz, steht, im Dienste von einem Unwohlsein befallen. Sie bat daher das Dienstmädchen um ein bißchen Natron. Das Mädchen kam dem Wunsche nach und verabreichte ihr ein Päckchen mit Pulver, ohne zu wissen, daß sich Gift darin befand. Bald stellten sich bei der Patientin schwere Magenkrämpfe ein. Sie ging zum Arzt, erhielt auch ein Medikament verschrieben, das aber nicht half, und fuhr dann zu ihren Eltern nach Mokrau. Als sie es vor Schmerzen nicht mehr aushalten konnte, ging sie in Nikolai noch einmal zum Arzt, der die Gefahr erkannte und sie veranlaßte, die Hilfe des Nikolaier Knappschaftslazaretts in Anspruch zu nehmen. Es war jedoch keine Rettung mehr möglich. Die Unglückliche starb noch in den Abendstunden.

Wadowitz

Im Gerichtssaal verhaftet

In Wadowitz wurde vor dem Bezirksgericht gegen den früheren Kassierer des Bezirksausschusses in Saybusch, Rudecki, verhandelt, dem Unterschlagungen in Höhe von 17 000 Zloty zur Last gelegt werden. Rudecki soll dieses Geld in Gesellschaft in Bielitz und Saybusch durchgebracht haben. Während der Verhandlung erlitt Rudecki plötzlich einen epileptischen Anfall. Als er wieder zu sich kam, machte er die Sensation hervorrufende Mitteilung, daß er weit höhere Beträge veruntreut habe, um seinen Freund, der Kontrolleur des Steueramtes in Saybusch ist, zu retten. Dieser hat nämlich gleichfalls große Unterschlagungen von insgesamt rund 30 000 Zloty begangen, und die durch Rudecki veruntreuten Gelder sollten zur Deckung des zweiten Fehlbetrages dienen. Der als Zuhörer im Gerichtssaal anwesende Steuerkontrolleur wurde auf Grund dieser Aussage sofort verhaftet und der Prozeß einstweilen vertagt. Man nimmt an, daß in dieser Affäre noch weitere Verhaftungen erfolgen werden.

Naklo

Der tödliche Hufschlag

Auf der Chaussee zwischen Naklo und Neudeck ereignete sich ein Unfall, wie er wohl selten vorkommt. In dem Moment, als der 51jährige Fuhrmann Vinzent Borek aus Naklo dem Pferd einen Peitschenschlag versetzte, schlug dieses aus und traf Borek so heftig, daß er bewußtlos liegen blieb. Er wurde nach seiner Wohnung gebracht, wo er eine halbe Stunde später seinen Verletzungen erlag.

Chwallowitz

Grauenhafter Tod unter Tage

Auf der Donnersmarckgrube in Chwallowitz ereignete sich unter Tage ein schwerer Unglücksfall, der leider ein Menschenleben forderte. Der 20jährige Füller Vinzent Gruschka geriet auf bisher noch nicht geklärte Weise zwischen zwei Kohlenwagen und wurde buchstäblich zerquetscht. Er konnte nur noch als Leiche geborgen werden. Von der Bergbehörde ist eine Untersuchung zwecks Feststellung des für das Unglück verantwortlichen Teils in die Wege geleitet worden.

Lublinitz

Aus Liebesgram in den Tod

In ihrer Wohnung auf der Schloßstraße in Lublinitz tötete sich die 18jährige Wladislawa Konowa, indem sie sich in Abwesenheit der Eltern mit dem Dienstrevolver ihres Stiefvaters, der als Feldwebel beim hiesigen Infanterie-Regiment dient, einen Schuß in die Schläfe beibrachte, der sofort tödlich wirkte. Das Motiv zu dieser unseligen Tat soll verschmähte Liebe sein.

Der Landwirtschaftliche Kreisverein Pleß ladet seine Mitglieder zu einer Sitzung für den 9. Dezember 1932 nachmittags 4 Uhr in den Räumen des Casinos ein.

Tagesordnung: Um 3 Uhr Besichtigung der neueingerichteten Schweineställe und Schweinezucht im Freien in Louisenhof bei Pleß. Um 4 Uhr im Casino: 1. Eröffnung der Sitzung durch den stellvertretenden Vorsitzenden. 2. Verlesen des Protokolls. 3. Vortrag über: „Rentable Schweinehaltung." Ref.: Herr Dr. Scholz-Gardawice. 4. Tagesfragen: Dr. Heinzel-Katowice. 5. Mitteilungen und Anregungen aus der Versammlung.

Jedes Mitglied wird gebeten an der Sitzung teilzunehmen, um das Interesse des Vereins zu fördern. Gäste sind willkommen.

Der stellvertretende Vorsitzende des landwirtschaftlichen Kreisvereins Pleß
gez. Leitlof.

Viehpreise

Gezahlt wurden am 28. 11. 1932 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten für:

1. Bullen, vollfleischig, vom höchsten Schlachtwert	52—60 gr
2. Jüngere vollfleischige Bullen	44—51 ,,
3. Jüngere, mäßig ernährte und ältere, gut ernährte Bullen	37—43 ,,
4. Schlecht ernährte	30—36 ,,
Kalbinnen und Kühe:	
1. Gemästete, vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	60—70 gr
2. Gemästete, vollfleischige Kühe vom höchsten Schlachtwert	48—59 ,,
3. Ältere gemästete Kühe und wenig gemästete Kühe und Kalbinnen	38—47 ,,
4. Schlecht ernährte Kühe und Kalbinnen	28—37 ,,
Kälber:	
1. Die besten gemästeten Kälber	75—85 gr
2. Mittelmäßig gemästete Kälber	65—74 ,,
3. Wenig gemästete	55—64 ,,
Schweine:	
1. Mastschweine über 150 kg	122—142 gr
2. Vollfleischige v. 120—150 kg	100—121 ,,
3. Vollfleischige v. 100—120 kg	85— 99 ,,
4. Vollfleischige v. 80—100 kg	70— 84 ,,
5. Schweine bis 80 kg	— —

Bei Rindvieh schwaches Angebot, Tendenz erhalten, bei Schweinen normales Angebot, Tendenz fallend.

Mystik der Zahlen

Von Dr. W. Langenbach



Zu den Dingen, an denen die Menschen im alltäglichen Leben völlig gleichgültig vorübergehen, gehört das Zahlensystem. Täglich, stündlich braucht es jeder, und doch ist sich außer den Liebhabern der Mathematik und verwandter Gebiete kaum jemand der Größe, Schönheit, ja Erhabenheit des Zahlensystems bewußt.

Die Zahlen lügen nicht. Schon in den ältesten Zeiten hatten sie für den Menschen etwas Mystisches an sich. Sie wurden Symbole seines Lebens, ja verknüpften sein Schicksal mit den Sternen. Es ist in der Tat kein Wunder, daß die Menschheit vor Erstaunen außer sich geriet, als die Zahlen bei näherem Eindringen ihre Geheimnisse enthüllten.

Die geraden Zahlen 2, 4, 6, 8 waren nie sehr interessant, da sie teilbar sind. Sie wurden als weiblich und für irdisch gehalten, während 3, 5, 7, 9 als männlich, mystisch und himmlisch betrachtet wurden. Die 1 war der Beginn, die Quelle und der Ursprung der Zahlen. Pythagoras betrachtete 3, 5 und 7 als die glücklichsten aller Ziffern. In christlichen Zeiten gewannen 3, 4, 7 und 12 mystische Bedeutung. Die 3 stand für die heilige Dreieinigkeit, 4 für die Himmelsrichtungen, und ihre Summe 7 war die Zahl der Haupttugenden, während 12, die Zahl der Apostel, teilbar durch 3 und 4, durch Addierung der beiden Ziffern 1 und 2, die Zahl 3 ergab.

Eine sehr interessante Zahl ist die Neun. Sie gilt als Zeichen der Beständigkeit, während die Acht als das des Zerfalls gilt.

Um zu sehen, warum die 9 als Zeichen der Beständigkeit erwählt wurde, schreibe man die Multiplikation der 9 von 2 bis 10 untereinander und berechne jedesmal die Quersumme des Resultats. Man wird feststellen, daß dies stets eine 9 ist:

2 × 9 = 18	Quersumme	= 9
3 × 9 = 27	„	= 9
4 × 9 = 36	„	= 9
5 × 9 = 45	„	= 9
6 × 9 = 54	„	= 9
7 × 9 = 63	„	= 9
8 × 9 = 72	„	= 9
9 × 9 = 81	„	= 9
10 × 9 = 90	„	= 9

Damit vergleiche man, was sie 8 bei diesem Verfahren ergibt:

2 × 8 = 16	Quersumme	= 7
3 × 8 = 24	„	= 6
4 × 8 = 32	„	= 5
5 × 8 = 40	„	= 4
6 × 8 = 48	„	= 12
7 × 8 = 56	„	= 11
8 × 8 = 64	„	= 10
9 × 8 = 72	„	= 9
10 × 8 = 80	„	= 8

Neun ist eine unvollständige Zahl, denn es fehlt stets 1 zum ganzen Zehner. In der Heiligen Schrift waren der Urengel 10. Einer war ungehorsam und wurde ausgestoßen — er wurde Satan. 1 und 10 bedeuten Geistigkeit, denn gleich Gott sind sie Anfang und Ende.

Es sei erinnert, daß es neun Musen gab und neun Weltwunder.



Unser heutiges Dezimalsystem in seiner vollständigen Form mit der Null kam durch die Araber zu uns, die es im 8. Jahrhundert von den Indern annahmen. Angeblich wurde es mit einigen astronomischen Tafeln von einem indischen Gesandten nach Bagdad gebracht. Von Arabien kam es schließlich im 12. Jahrhundert nach Europa.

Warum zählen wir mit 10? Weil wir zehn Finger haben.

Man multipliziere die Ziffern irgendeiner Zahl, in der 9 vorkommt, und das Ergebnis ist stets durch 9 teilbar. Will man sich vergewissern, ob eine gegebene Zahl durch 9 zu teilen ist, so zähle man die Quersumme zusammen, und ist die Summe nicht durch 9 teilbar, so ist es auch die ganze Zahl nicht.

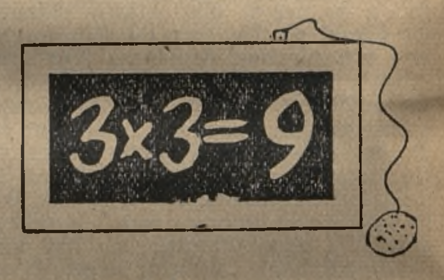
Das Multiplizieren mit 9 ist sehr einfach. Man braucht nur der zu multiplizierenden Zahl eine Null hinzufügen und die ursprüngliche Zahl abzuziehen wie im folgenden Beispiel:

```
1 2 3 4 5 6 7 8 9 0
  1 2 3 4 5 6 7 8 9
-------------------
1 1 1 1 1 1 1 1 0 1
```

Mit der Zahl 9 sind im 18. Jahrhundert die bedeutendsten Daten der Geistesgeschichte verknüpft. Goethe wurde 1749 und Schiller 1759 geboren. Napoleon 1769, Gleim 1719, Lessing 1729. Balzac 1799. Bedeutende geistesgeschichtliche Werke sind gleichfalls mit der 9 verknüpft. Dazu gehören die „Literaturbriefe" (1759), die „Hamburger Dramaturgie" (1769), sowie Lessings „Nathan der Weise" (1779). Schillers „Wallenstein" erschien 1799, im Geburtsjahre Balzacs. Das Jahr 1769 verzeichnet ferner Herders Hauptwerk „Kritische Wälder". Auch in Goethes Leben spielte die 9 wiederholt eine Rolle. Als das große Ereignis des Jahrhunderts anhob, die französische Revolution von 1789, bildete die Geburt seines ersten und einzigen Sohnes einen Markstein in seinem Leben.

Mit den Eigenschaften der 9 hängt ein verblüffendes Zahlengesetz zusammen, das der Mathematiker Markus entdeckte.

Man schreibe irgendeine dreistellige Zahl nieder. Bedingung ist nur, daß die Hunderter sich von



den Einern um wenigstens zwei unterscheiden. Da zum Beispiel bei 635 der Unterschied nur eins beträgt, ist diese Zahl ungeeignet. Dann setzt man dieselbe Zahl darunter, jedoch mit vertauschten Eckziffern, und zieht die kleinere Zahl von der größeren ab. Die Eckziffern der Restes werden wieder vertauscht, und die neue Zahl wird mit dem Rest zusammengezählt. Also nach folgendem Beispiel:

```
  915
– 519
-----
  396
+ 693
-----
 1089
```

Von welcher Zahl man auch ausgeht, das Ergebnis ist stets das gleiche, immer beträgt die Endsumme 1089.

Dieses Zahlenspiel läßt sich in Gesellschaft zu einem schönen Scherz verwerten.

In neuerer Zeit nahm Fließ wissenschaftliche Forschungen vor, die die Magie der Zahlen berühren.



Lies und Lach'!





Anekdoten um Mozart

Mozart hat nie geprahlt, hat es nie gemocht, wenn andere es taten — und gerade die Kollegen taten (und tun) es doch so gern. War da einmal auf einer großen Gesellschaft ein junger Geiger, der Ueberwältigendes von seinen Erfolgen im Ausland erzählte. Und von den Geldern, die er dabei verdient habe. „Wissen Sie, wieviel man mir in London gezahlt hat, ohne mit der Wimper zu zucken?" — „Na", lacht Mozart, „den zehnten Teil von der Summe, die Sie gleich sagen werden."

*

Mozart brütet über einem Stoß jungfräulichen Notenpapiers. Da treffen höchst jämmerliche Geigentöne sein Ohr, die aus dem Hof heraufschallen. Eine Melodie, die er doch kennt... die er doch kennt... Endlich hat er's: das ist ja, in ganz falschem und verzerrtem Rhytmus, seine eigene Pamina-Arie! Mozart stürzt hinunter, um den Frevler auszuschelten. Aber was er sieht, nimmt ihm den Mut dazu Ein armer alter Blinder, mühsam, mit gichtigen Fingern, seine Geige bearbeitend. Erst kriegt er einen Taler, dann sagt Mozart: „Tschaperl, geh, hör auf. So geht das doch!" und pfeift ihm die Melodie richtig vor. Aber der Alte wird böse: „Sö, Herr, Sö, woher woll'n denn grad' justament Sö dös wiss'n?" — Mozart lacht. „Weil i's g'macht hab!" — — Am nächsten Tag hört er wieder das scheußliche Gegeige, schaut auf den Hof, und siehe, da hat sein alter Freund ein Schild um den Hals hängen: „Schüler vom Herrn K. K. Hofkompositeur Mozart."

*

Begegnung

„Wohin gehst du?" — „Nirgends!" — „Aber du mußt doch irgendwohin gehen?" — „Nee, ich komme zurück!"

*

„Hast Du Willi ein schwarzes Auge gehauen?"

„Nein, Mutti."

„Er hat es aber behauptet."

„Der Lügner! Das Auge hat er schon immer gehabt, bloß schwarz habe ich es ihm gehauen."

*

„Liebling, wie nett von dir, daß du mir das Kochbuch geschenkt hast, aber" — und dabei wird sie ganz rot — „vorläufig werd' ich's leider noch nicht brauchen können."

„Warum denn nicht, mein Kind?"

„Ach, hm — die Rezepte sind immer für sechs Personen berechnet."

*

Gericht

„Sie haben zweiundzwanzig Dutzend Taschentücher gestohlen. Können Sie was zu Ihrer Entlastung anführen?" — „Ick hatte 'n Schnuppen."

*

Lehrer: „Fritz, was kannst du mir über den Löwen sagen?"

„Er ist der König der Wüste und hat eine schlechte Handschrift."

„Wie kommst du denn auf so einen Unsinn?"

„Aber in meinem Lehrbuch steht doch: „Der Löwe hat eine furchtbare Klaue!"

*

Wohltätigkeit

Fritzchen kommt zu seiner Mama:

„Mutti gib mir doch mal zehn Pfennig, da unten an der Ecke steht ein armer Mann!"

„Hier hast du einen Groschen, mein Kind, das ist schön von dir, daß du so ein gutes Herz hast!"

Nach einer Weile kommt Fritzchen zurück.

„Nun, zeig mir doch mal den armen Mann", sagte die Mama und geht mit Fritzchen zum Fenster.

„Dort unten steht er!", sagt Fritzchen, „der mit dem Eiswagen!"

*



»Ruhe, ihr Biester! Ihr kommt alle an die Reihe. Ich weiß ja gar nicht, wo mir der Kopf steht.«

Gesellschaft bei Meiers. Das kleine Fritzchen möchte gerne ein Glas Wein haben. „Hier hast du eins!" sagt die Frau Mama, „aber, was sagt denn jetzt das guterzogene Kind?" Da schreit Fritzchen: „Prost!"

*

Polizist: „Von den Spitzbuben haben wir glücklicherweise Fingerabdrücke an der Wohnzimmertür gefunden."

Die Bestohlene: „O, Himmel, an der frischlackierten weißen Tür!"

*

Vaters Sohn

Otto und Trudchen spielen.

„Möchtest du meine Frau werden?" fragt Otto zärtlich.

„Ach ja."

„Na, dann zieh mir mal die Stiebeln aus.

*

Sie deklamierten: „Diesen Gruß der ganzen Welt!" — es muß doch heißen: „Diesen Kuß der ganzen Welt!"

„Natürlich, aber Sie müssen bedenken, meine Frau saß im Saal!"

*

Kunstkritik

Ein Maler saß am Wege und bemühte sich, die Landschaft im Aquarell festzuhalten. Zwei Strolche standen hinter ihm und beobachteten ihn eine Zeitlang schweigend. Dann sagte der eine zum anderen im Ton tiefsten Bedauerns: „Ist doch schrecklich! Noch vor kurzer Zeit war das so ein schönes Stück weißes Papier!"

*

„Haben Sie denn den Kassierer heute noch gar nicht gesehen?"

„Doch, Herr Direktor. Er war heute früh da, hatte sich den Schnurrbart abnehmen lassen und hat sich das Kursbuch geholt."

*

Willy hat ein Brüderchen bekommen. Jetzt darf er es sich auch zum ersten Male ansehen. Sehr genau mustert er den neuen Erdenbürger, und sein Gesichtchen drückt Staunen und Enttäuschung aus. „Na, Vati!" bringt er fast atemlos heraus, „der hat ja keine Haare und keine Zähne und lauter scheußliche Falten im Gesicht — au wei, die haben dich angeschmiert, das is ja 'n altes Baby!"

*

„Ihr Mann ist aber außerordentlich unselbständig. Frau Porlach."

„Ja, das hat aber auch Jahre gedauert, bis ich ihm das beigebracht hatte."

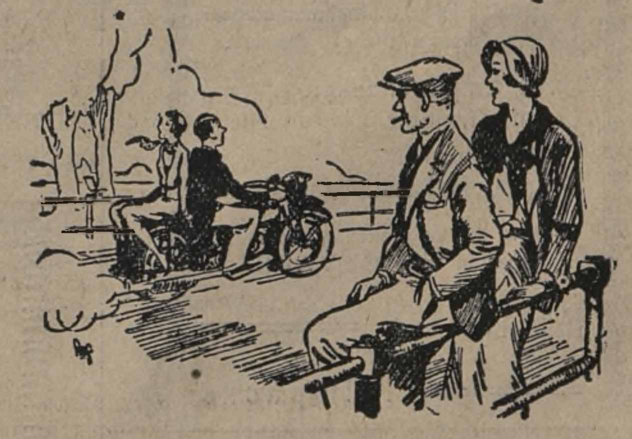
*

Hausfrau zum Mädchen vom Lande:

„Weiter mache ich Sie noch darauf aufmerksam, daß wir Vegetarianer sind! Ich hoffe, Sie auch dazu zu bekehren!"

Dienstmädchen: „Nee, Madam, datt können Se nich, ich behalte meine Relijion bei!"

*



»Nanu, das ist doch der Dr. Meyer mit seiner Braut. Was ist denn mit denen los?«

»Ja, die haben sich miteinander gezankt.«